

DAS JAHR DES GEWEIHTEN LEBENS: ZEUGEN UND PROPHETEN

UISG BULLETIN

NUMMER 158, 2015

EINFÜHRUNG	2
DIE VIELEN ANONYMEN MÄRTYRER – UND DIE HOFFNUNG, DIE SIE UNS SCHENKEN <i>Schw. Martha Zechmeister, CJ</i>	4
GOTT SPRICHT, UND DIE MISSION IST DA <i>P. David Glenday, MCCJ</i>	19
AUF PILGERFAHRT GEHEN IM JAHR DES GEWEIHTEN LEBENS <i>Schw. Patricia Murray, IBVM</i>	24
DOROTHY STANG: ZEUGIN WEGGEFÄHRTIN DES GEWEIHTEN LEBENS IN LATEINAMERIKA <i>Schw. Zenilda Luzia Petry, FSSJ</i>	30
KÜNSTLER UND ERBAUER DES FRIEDENS <i>Schw. Daniella Harrouk, SSCJM</i>	36
TERESA VON JESUS DIE GOTTESERFAHRUNG: DAS TRAGENDE ELEMENT IM PROZESS DER ERLANGUNG VON MENSCHLICHER AUTONOMIE UND GEISTLICHER FREIHEIT <i>Schw. Giselle Gómez, STJ</i>	39
LEBEN DER UISG	45

EINFÜHRUNG

Die Gegenwart Christi zeigt sich in unserem Leben und in unserer persönlichen und kollektiven Geschichte oft auf geheimnisvolle und einfühlsame Weise. Ebenso einfühlsam erhebt das geweihte Leben auch heute noch seine prophetische Stimme. Es ist empfänglich für das Wort Gottes und für die Stille, für die Gesten und Taten, die die Zeichen der Zeit uns offenbaren, während wir unsere Sendung fortsetzen. Die neuen Räume und Zeiten der Begegnung mit dem Herrn verlangen von uns einen Weg ständiger Selbsthingabe, um in Christus zu leben.

Das Kreuz Jesu gehört nicht der Vergangenheit an. Durch das Leben einer Familie aus El Salvador ruft **Schw. Martha Zechmeister** uns die Aktualität der Kreuzigung ins Gedächtnis. Es geht nicht darum, Schuldgefühle zu haben oder sich als Opfer sozioökonomischer Ungerechtigkeit und menschlichen Leidens zu fühlen, sondern darum, unseren Glauben so zu leben, dass wir das Kreuz als einzigen Weg des Heils annehmen und so den langsamen Umkehrprozess beginnen, der uns der Menschheit annähert, die in unserem Nächsten verkörpert wird.

„*Je mehr man weiß, desto mehr liebt man*“: Diese Worte von Leonardo da Vinci sind eine perfekte Zusammenfassung der Botschaft, die **P. David Glenday** uns in seinem Artikel vermittelt: Die Liebe zum Wort Gottes entsteht aus seiner ständigen Lektüre und Betrachtung heraus. Man könnte sogar sagen, dass wir das Wort „kosten“, um es sprechen zu lassen, während wir in absolutem innerem Schweigen verharren, im aufmerksamen Hören auf die Sendung, die jeden Tag aufs Neue aus ihm hervorgeht. Natürlich führt unser Weg über die intellektuelle Ausbildung und die Erfahrung der persönlichen Begegnung: Nur dann gestatten wir es dem Wort Gottes, sich in authentischer und überraschender Form zu offenbaren, nur dann sind wir fähig, seine Botschaft zwischen den Zeilen zu lesen.

Durch das Apostolische Schreiben Seiner Heiligkeit Papst Franziskus an die geweihten Personen anlässlich des Jahres des geweihten Lebens hebt **Schw. Patricia Murray** zwei Haltungen hervor, die den Ordensleuten zu eigen sein müssen: erstens die Dankbarkeit gegenüber Gott, der seine Gnade in uns ausgegossen hat, und zweitens die unermessliche Güte dessen, der sich von Gott formen lässt. Diese beiden Haltungen schätzen wir an Papst Franziskus, einem Mann, der von der Gnade Gottes erfüllt im Dienst der leidenden Menschheit steht.

Das Ordensleben ist kein abstrakter Begriff: Es sind Frauen und Männer, die ihr Leben beständig für das Evangelium hinschenken und sich für die Schwächsten einsetzen. Sr. Dorothy Stang, deren zehnten Todestag wir feiern, ist ein Beispiel für diese Hingabe. Sr. Dorothy wurde ermordet, weil sie das Amazonasgebiet in Brasilien verteidigte. Durch den von **Schw. Zenilda Luzia Petry** verfassten Beitrag wollen wir alle Ordensleute ehren, die, obwohl sie wissen, dass ihr Leben

in Gefahr ist, fest im Glauben und in der Sendung bleiben, der ersten Liebe treu, die ihre Schritte leitet.

Ebenso bringt **Schw. Daniella Harrouk** ihre Dankbarkeit zum Ausdruck für die Zeichen des Guten, der Unentgeltlichkeit und der Brüderlichkeit vieler Männer und Frauen, die ihr Leben hingeben in Ländern, in denen Verfolgung und Kriege herrschen, wo man den Tod nahen spürt und wo Elend herrscht. Die Ordenskongregationen werden zu Oasen der Hoffnung und des Lebens inmitten von Zerstörung und Gewalt...

Anlässlich der Feier des 500. Jahrestages der Geburt der heiligen Teresa von Jesus durfte diese nicht fehlen. Sie kommt zu uns durch den Beitrag von **Schw. Giselle Gómez**. Sr. Giselle führt uns ein in jenen inneren Weg, den die heilige Theresa beschreitet auf der Suche nach ihrer Identität, die nichts Anderes ist als die Erfahrung der Begegnung mit Gott. Ein langer und zuweilen schmerzhafter, manchmal aber auch kurzer und freudiger geistlicher Weg, der nur im Gebet die Wahrheit erlangen und die Seele trösten kann, die „*den anschaut, der sie anschaut*“.

DIE VIELEN ANONYMEN MÄRTYRER – UND DIE HOFFNUNG, DIE SIE UNS SCHENKEN

Schw. Martha Zechmeister, CJ

Schw. Martha Zechmeister wurde 1956 in Österreich geboren und ist einreligiöse der "Congregation Jesu", von Mary Ward gegründet. Sie ist Dozentin in der systematischen Theologie und Direktor des Masterlateinamerikanischen Theologie an der University of Central America in San Salvador (El Salvador).

Dieser Text basiert auf Revista Latinoamericana de Teología No. 94 (2015) 35-48 veröffentlicht.

Original auf Spanisch

Einleitung

Oscar Romero, Rutilio Grande, sein Vorläufer, und Ignacio Ellacuría, sein Nachfolger und sein intellektuelles Echo, hatten in ihrer historischen Stunde, den Jahren vor und während dem salvadorianischen Bürgerkrieg, das prophetische Charisma und die Genialität, um dem Leiden der Menschen in El Salvador kraftvoll Stimme zu verleihen. Das Volk im lateinamerikanischen Sinn, die arme Bevölkerungsmehrheit, wurde in diesem Krieg dem Götzen Mammon geopfert, wurde in seinem gerechten Kampf um ein menschenwürdigeres Leben brutal unterdrückt, barbarischer Gewalt ausgeliefert und aus seinen Häusern und seiner Heimat gejagt. Es erlebte den Alptraum von Folter, von Flucht und Vertreibung innerhalb und außerhalb des Landes und die schmerzliche Trennung von geliebten Menschen durch Tod und Verschleppung. Diese Menschen verstanden unmittelbar und zweifelsfrei: Rutilio Grande, Oscar Romero, Ignacio Ellacuría, sie sprechen von uns, von dem, was wir Tag für Tag an unserem eigenen Leib erleiden. Wir sind das „gekreuzigte Volk“, wir sind das „Märtyrervolk“. Und unsere Hirten sprechen nicht nur von uns, sondern sie geben uns unsere Würde zurück und schenken und sprechen uns eine letztgültige Hoffnung zu: Ihr seid der gekreuzigte Christus in der Geschichte. Ihr seid sein gemarterter Leib, so wie der Leib des armen Mannes aus Nazareth, in dem Gott in dieser durch die Sünde entstellten Welt für immer gegenwärtig wurde.

Rutilio Grande, Oscar Romero, Ignacio Ellacuría markieren in der salvadorianischen Kirche eine unerwartet neue und kraftvolle Weise, das Evangelium

zu verkünden und die Sünde anzuklagen. Diese Weise ist die radikale Kritik jedes pastoralen oder theologischen „Doketismus“, jeder wirklichkeitsleeren frommen Rhetorik, die das in der Geschichte „gemarterte Fleisch“ ignoriert. In dieser neuen Art zu sprechen inkarniert sich das lebendige Wort Gottes, „kraftvoll und schärfer als jedes zweischneidige Schwert“ (Hebr 4,12). Sie schafft Wirklichkeit, ist „befreiend und erlösend wie die Sprache Jesu“.¹

Rutilio, Romero, Ellacuría hatten eine außerordentliche sprachschöpferische Begabung, um die unerträgliche Wirklichkeit und das Leiden der Menschen ins Wort zu bringen. Doch letztendlich ist es nicht dies, was ihren Worten heils- und hoffnungsstiftendes Potential verleiht und ohne Umschweife die Herzen der Verletzlichsten und Schutzlosesten erreicht, sondern deren unbedingte Kohärenz mit ihrem Leben. Sie haben diese mit ihrem Blut, mit ihrem Martyrium besiegelt.

Das Gedächtnis der Märtyrer zu feiern ist gefährlich. Es verpflichtet uns, wie diese uns in unserem Innersten von der Verzweiflung und Angst, vom Martyrium, das auch heute die Opfer erleiden, berühren zu lassen. Es verlangt uns ab, was wie ein selbstzerstörerischer Wahnsinn erscheinen mag: Uns mit unserer ganzen Existenz gegen die Maschinerie zu stemmen, die die Schwachen unbarmherzig niederwalzt. Das Gedächtnis der gequälten Leiber und des Bluts der Märtyrer zu begehen, unter ihnen der „Proto-Märtyrer“ Jesus von Nazareth, erlaubt keine Light-Version des Feierns. Es weist uns in ihre Nachfolge ein, oder es ist nichts als eine pathetische Lüge, die uns zum Gericht wird (vgl. 1 Kor 11,29).

Das Erbe der Märtyrer fruchtbar zu machen, ihrem Vermächtnis getreu Theologie zu treiben, erlaubt es uns auch nicht, dieses einfach steril, stereotyp, zu wiederholen. Es kann jemand Spezialist für das Werk Ignacio Ellacurias sein, es bis zum letzten Buchstaben kennen und analysieren – und es dennoch verraten. Das Denken der Märtyrer bis auf den Grund zu erfassen, ist eine wichtige intellektuelle Aufgabe, die unsere ganze Sorgfalt verlangt. Doch dies ist niemals ein Ziel in sich selbst, eine bloß akademische Angelegenheit. Treu ihrem Erbe Theologie zu treiben, verpflichtet uns zu einer geduldigen Übung der „Kontemplation“, zu ehrlicher Aufmerksamkeit für das „gekreuzigte Volk“ hier und heute. Wenn wir jedoch wirklich bereit sind, das Leid aufmerksam zu sehen, dann wird das wehtun, es wird uns durch Mark und Bein gehen. Doch nur aus einem solchen Schmerz kann eine neue theologische und pastorale Sprache geboren werden, wirksam und hoffnungsstiftend, so wie die Romeros und Ellacurias.

Wir, Theologen und Theologinnen der UCA in San Salvador, sind es leid, immer wieder auf den Einwand zu antworten, das Denken dieser Männer habe längst seine Gültigkeit verloren und gehöre einer vergangenen Epoche an, weil das „Paradigma“ ein anderes geworden wäre. Wir sind uns jedoch bewusst, dass es die Kreativität der Märtyrer selbst ist, die uns jeden musealen Umgang mit ihrer Hinterlassenschaft verbietet. Ja es ist wahr, wir sind verpflichtet, ihr Erbe zu „aktualisieren“. Doch es ist genau darauf zu achten, was in diesem Kontext „aktualisieren“ bedeutet. Mit den Worten Ignacio Ellacurias: Dieses Erbe „zu

aktualisieren bedeutet nicht primär, es »auf den neuesten Stand bringen«, zumindest nicht in dem Sinn, es der aktuellen Mode gefällig zu machen. Es zu aktualisieren bedeutet vielmehr, es hier und jetzt wirklich werden zu lassen.“² Dies zu tun, lade ich Sie im Folgenden ein:

1. „Ihr seid der göttliche Durchbohrte“

Am 19 Juni 1977, in der vom Bürgerkrieg gezeißelten Kleinstadt Aguilares, 30 km nördlich von San Salvador, hielt Oscar Romero eine seiner schönsten Predigten. Jon Sobrino hat vielfach daran erinnert, wie Romero seine Predigt damit beginnt, sein Bischofsamt auf tragische und zutreffende Weise neu zu definieren: „Mich trifft es, Niedergeschlagene und Leichname einzusammeln...“³ Romero setzt seine Predigt fort, indem er sich an die Bewohner von Aguilares richtet:

„Ihr seid das Bild des göttlichen Durchbohrten,... das den ans Kreuz geschlagenen und durch eine Lanze durchstoßenen Christus darstellt. Es ist das Bild aller Orte, die man wie Aguilares durchbohren und demütigen wird.“⁴

Mit diesen Worten setzt Romero das Kreuz Jesu Christi auf kühne und mutige Weise dem Horror, den die Menschen von Aguilares zu dieser Zeit durchlitten haben gleich, die schutzlos der Gewalt, der Grausamkeit und den Demütigungen ausgesetzt waren. Er proklamiert damit die „hypostatische Union“ zwischen diesen gekreuzigten Menschen und dem gekreuzigten Christus, sie sind ein Fleisch, sie sind untrennbar. Das „gekreuzigte Volk“, die Gemeinschaft der vielen Gekreuzigten in der Geschichte, ist so wie der gekreuzigte Jesus von Nazareth die Gegenwart Gottes und seines Heilswillens in dieser Welt, es ist das Sakrament unseres Heils in der Geschichte.

Mit seiner feierlichen Erklärung lenkt Monseñor Romero unsere Aufmerksamkeit auf die große Mehrheit der Menschheit, normalerweise von der Minderheit, die sich selbst für „relevant“ erklärt, unsichtbar gemacht. Gewiss gibt es auch Leiden und leidende Menschen in der „ersten Welt“ und in den bewachten und abgeschlossenen Wohnvierteln der Reichen in El Salvador. Auch dort sterben Kinder an Krebs und Jugendliche werden Opfer tragischer Unfälle. Es gibt keine menschliche Existenz ohne Leiden. Doch es gibt ein Leiden im Übermaß, das dem „gekreuzigten Volk“ eigen ist. Diese Menschen sind schon deshalb „Märtyrer“, weil ihnen ein ungerechtes und unverhältnismäßiges Leiden als ihr „natürliches Los“ zugemutet wird. Ihr Leben gleicht einem einzigen, nicht enden wollenden Kreuzweg.

Im Folgenden versuche ich, zu tun, was Oscar Romero getan hat. Heute, Ostern 2015, angesichts des Kreuzwegs, den viele Menschen hier und jetzt in El Salvador leben, die Aussage zu riskieren: „Ihr seid der göttliche Durchbohrte“. Ich möchte das konkretisieren, „Fleisch werden lassen“, in dem ich die Geschichte einer konkreten salvadorianischen Familie erzähle. Dabei ist klar, dass das nur einen kleinen Ausschnitt einer viel komplexeren Wirklichkeit sichtbar machen kann. Dennoch ist die Geschichte dieser einen Familie leider keine Ausnahme und kein Einzelfall,

sondern sie ist vielmehr exemplarisch für den Alptraum, dem gegenwärtig Tag für Tag circa ein Drittel der Menschen in El Salvador ausgesetzt ist, dort wo die Armen wohnen, in Vorstädten San Salvadors, wie Soyapango, Apopa oder Lourdes, in Dörfern wie Panchimalco oder im Zentrum der Hauptstadt selbst.

Jedes Jahr hören wir in der Liturgie der Karwoche die Passionsgeschichte. Offensichtlich war es für die frühen christlichen Gemeinden wichtig, jedes Detail der Eskalation der tragischen Ereignisse in den letzten Tagen Jesu zu erinnern. Die liturgische Einleitungsformel zur Passionsgeschichte, „Das Leiden unseres Herrn Jesus Christus“, lädt uns ein, Jesus auf seinem Weg mit einem offenen und empathischen Herzen zu begleiten. Wenn Oscar Romero mit seiner Zusicherung: „Ihr seid der göttliche Durchbohrte“ Recht hat, dann ist es angemessen, die Geschichte dieser Familie mit derselben kontemplativen Aufmerksamkeit zu hören; denn indem wir sie begleiter, begleiten wir unsern Herrn Jesus Christus selbst auf seinem Leidensweg.

Ich möchte die Geschichte nach der Art des Evangelisten Markus erzählen, einfach und nüchtern. Im Gegensatz zu Markus kann ich allerdings weder Namen noch Orte nennen, denn sie öffentlich zu machen, würde die betroffenen Menschen noch mehr der Gefahr aussetzen. Dennoch, ich erzähle nichts weiter als die nackten Fakten, auch wenn es wenig glaubwürdig erscheint, dass dies alles eine einzige Familie treffen kann. Es ist so unwahrscheinlich wie die Geschichte Hiobs in der Bibel, über den sich alles nur erdenkliche Unglück entlädt.

2. Das Märchen von der Leidenschaft eines Salvadorianische Familie

Erstes Kapitel: Paul wird vermisst und ermordet aufgefunden

Seit fünf Jahren bin ich mit der Mutter der Familie befreundet. Sie hat 2010 als Köchin in dem Studentenheim gearbeitet, in dem ich damals wohnte. Ich möchte sie Maria nennen, stellvertretend für alle Frauen mit einem von einem Schwert durchbohrten Herzen (Lk 2,35). Mir fiel auf, dass Maria, die ich als fröhlichen Menschen kennengelernt hatte, plötzlich verfiel. Es musste ihr irgendetwas wirklich Gravierendes zugestoßen sein. Wir kannten uns noch nicht genug, um ein vertrautes Gespräch miteinander zu führen. Doch es tat mir weh, zu sehen, dass sie in dem Moment, in dem es ihr physisch und psychisch schlechtging, sofort entlassen wurde, ohne jede Arbeitslosen- oder Krankenversicherung.

Was damals wirklich passiert war, erfuhr ich Monate danach, als sie mich bat, ihr zu helfen, wieder Arbeit zu finden. Beim Ausbruch ihrer Krise war ihr siebzehnjähriger Sohn verschwunden. Er war der mittlere ihrer insgesamt drei Söhne und hat Brot für eine Bäckerei ausgefahren. Ich möchte ihn Paul nennen. Sein Arbeitgeber erlaubte ihm, den Lieferwagen auch für die Anfahrt aus seinem Dorf zu seinem Arbeitsplatz in San Salvador zu benutzen. Dies erregte die Aufmerksamkeit der „Mareros“, der Mitglieder der kriminellen Jugendbande, der „Mara“, die sein Dorf tyrannisierte. Sie verlangten sechzig Dollar Schutzgeld von ihm. Da er sie nicht hatte,

setzten sie ihm eine Frist. Als diese abgelaufen war, entführten sie ihn, und der junge Mann tauchte nie mehr auf. Seine Mutter, seine Brüder und Cousins suchten ihn verzweifelt. Nach drei Monaten der Angst, der Unsicherheit und der Vorahnung des Grauens fanden sie den verwesenen Leichnam in einem Maisfeld. Sie erkannten ihn an seiner Kleidung.

Zu dieser Zeit befand sich Maria am Rand des Abgrunds einer Psychose. Sie sah überall ihren Sohn und sprach ständig mit ihm. Doch sie schaffte es, sich aufzuraffen, sich zum Leben durchzukämpfen - und um für das Leben ihrer beiden anderen Söhne zu kämpfen. Seit diesem Zeitpunkt arbeitet sie für unsere Gemeinschaft von 12 Personen, sie bereitet an drei Tagen in der Woche das Mittagessen für uns zu. Übrigens: sie ist eine äußerst kreative Köchin, mit viel Mutterwitz und immer neugierig, neue Rezepte auszuprobieren.

Zweites Kapitel: Die Familie wird aus ihrem Haus und ihrem Dorf vertrieben

Kaum dass sich der erste Schmerz Marias beruhigte und sie wieder ein einigermaßen normales Leben führen konnte, begann wieder der Terror durch die Mareros. Sie schickten acht-, neunjährige Buben mit Botschaften auf Zetteln, gespickt mit vulgären Beschimpfungen. Maria wurde aufgefordert, die „offenen Schulden“ zu bezahlen, wenn sie nicht noch ein Familienmitglied verlieren wolle. Anstatt der sechzig Dollar forderten die Mareros jetzt fünfhundert Dollar. So blieb Maria und ihren beiden Söhnen nichts anderes übrig, als Hals über Kopf in ein anderes, weit entferntes Dorf zu flüchten. Mit Hilfe von Freunden fanden sie ein bescheidenes Haus, das sie sich herzurichten begannen. Mit dem Saatgut, das gratis von der Regierung ausgegeben wird, bestellten sie ihr kleines Grundstück mit Mais und Bohnen. In dem Moment als es schien, dass die ersten zarten Pflanzen der Hoffnung sprießen und sie sich sicher zu fühlen begannen, nahm sich Maria ein Herz und zeigte den Mörder ihres Sohnes, den Anführer der Jugendbande des Dorfes in dem sie vorher gewohnt hatten, bei der Polizei an. Die Polizei sicherte ihr zu, sie ins Zeugenschutzprogramm aufzunehmen. Es kam zu einer Gegenüberstellung mit dem Täter. Maria war von ihm durch eine Glaswand getrennt. Sie ist jedoch bis heute fest davon überzeugt, dass es sich dabei nicht um verspiegeltes Glas handelte, sondern dass sie ungeschützt den Blicken des Mörders ausgesetzt war. Seit damals lebt sie mit der chronischen Angst vor den Konsequenzen, denn bei den Maras handelt es sich um ein effektives und durchorganisiertes Netzwerk: Sie wissen ihre Opfer immer wieder aufzuspüren.

Drittes Kapitel: Maria wird vergewaltigt und die Flucht der Familie geht weiter

Ihre ärgsten Befürchtungen bestätigten sich, als Maria der nächste Schlag traf. Weihnachten 2011, zufrieden über ihr Weihnachtsgeld, war sie mit ihren Einkäufen fürs Weihnachtssessen auf dem Nachhauseweg: Huhn, Gemüse, Obst. Auf dem wenig frequentierten Weg von der Hauptstraße zu ihrem Haus wurde sie von fünf

vermummten Männern überfallen und vergewaltigt. Aus Scham wagte sie nicht, es ihren Söhnen zu erzählen, bestand ihnen gegenüber jedoch darauf, so schnell wie möglich aus dem Dorf zu fliehen. Die Söhne verstanden nichts und ließen ihr Haus nur äußerst unwillig zurück. Diesmal gingen sie in eine der Vorstädte San Salvadors, und von Anfang an war klar, dass sie sich damit wieder in ein von den Maras kontrolliertes Territorium begaben. Doch nur Orte wie diese sind für sie finanziell erschwinglich. Von dem Wenigen, das sie hatten, hatten sie außerdem bereits das Meiste durch den mehrmaligen Exodus verloren.

Für mich ist Maria die Verkörperung der „ursprünglichen Heiligkeit“, von der Jon Sobrino spricht. Das, was bis jetzt passierte, reicht aus, um einem Menschen fertig zu machen. Maria litt schon in ihrer Kindheit unter Gewalt und Missbrauch. Das Trauma der mehrfachen und brutalen Vergewaltigung provozierte nun ernsthafte gynäkologische Probleme und eine schwere Depression, gekennzeichnet durch Apathie und psychische Absenzen. Dass sie die Kraft fand, medizinische und psychologische Hilfe zu suchen, grenzt für mich an ein Wunder.

Viertes Kapitel: Peter wird Opfer eines Verkehrsunfalls

Mit enormer Energie kämpfte sich Maria wieder in einen einigermaßen normalen Alltag für sie und ihre beiden Söhne zurück. Der ältere der beiden, ich nenne ihn Peter, musste damals als sein Bruder vermisst wurde, seine Schulbildung kurz vor dem Abitur abbrechen, da Maria arbeitsunfähig war und er den Lebensunterhalt der Familie verdienen musste. Seit damals verdingt er sich in einer Autowerkstatt als Hilfsarbeiter, ohne Versicherung oder sonstigen gesetzlichen Schutz. Er hat versucht, seine Rechte beim Arbeitgeber einzuklagen, doch der sagte ihm: „Du weißt, wo die Tür ist.“ Mangels Alternativen fügte sich Peter, denn ohne Abitur ist es in El Salvador so gut wie aussichtslos, einen angemeldeten Arbeitsplatz zu bekommen. Seine Aufgabe ist, mit seinem Motorrad die Autofriedhöfe der ganzen Stadt abzuklappern, um billige Ersatzteile für die Reparaturen aufzutreiben. Als wir an der UCA am Abend des 22. März 2013 die Festmesse zu Ehren Oscar Romeros feierten, erhielt ich mitten im Gottesdienst einen Anruf Marias auf mein Handy. Ich ignorierte ihn, doch sie ließ nicht locker und versuchte es immer und immer wieder. Schließlich ging ich hinaus, um durchs Telefon das verzweifelte Schluchzen Marias zu hören: „Mein Sohn stirbt mir, mein Sohn stirbt mir.“

Peter wurde an einer Ampel von einem Rettungsfahrzeug von seinem Motorrad gestoßen. Die Räder des schweren Fahrzeugs überfuhren den am Boden liegenden Körper. Es erscheint wie ein schlechter Witz, dass die Lebensretter, anstatt ihn zu versorgen, Fahrerflucht begingen, um den Konsequenzen des Unfalls zu entgehen. Schließlich wurde Peter halbtot ins zentrale Krankenhaus gebracht. Nach einer Notoperation von mehreren Stunden kämpfte er noch mindestens vierzehn Tage ums Überleben. Geschafft hat er es nur, weil er von einem menschlich und medizinisch hervorragenden Arzt betreut wurde. Doch nur wer die Zustände in diesem hoffnungslos überlasteten Krankenhaus kennt, wo Pflegepersonal und die

notwendigsten Utensilien fehlen, weiß, was es für Maria bedeutet hat, ihren Sohn in diesen Wochen zu begleiten; mit täglich nur wenigen Stunden Schlaf, auf dem Krankenhausboden unter dem Bett des Sohnes.

Fünftes Kapitel: Fortgeschrittene Niereninsuffizienz des jüngsten Sohnes, Chus

Kaum hatte sich Peter einigermaßen erholt und arbeitete trotz seiner Schmerzen wieder, begann der jüngste Sohn zu kränkeln. Ich nenne ihn Chus, die salvadorianische Kurzform des gebräuchlichen Vornamens Jesus. Durch die unbeständige Situation der Familie gab es immer wieder Unterbrechungen in seiner Schullaufbahn. Und jetzt war er schon über 18, zu alt für eine staatliche Schule, die zum Abitur führt. Seine Mutter und sein Bruder ermöglichten ihm deshalb unter großen Opfern eine Privatschule, zwar eine mit einem bescheidenen Schulgeld, doch für sie war es ein Vermögen. Im Dezember 2013 wurde bei Chus schließlich fortgeschrittene Niereninsuffizienz entdeckt. Für einige Monate war er ein Dialysepatient, bis ihm im März 2014 ein Onkel, der Bruder seines verstorbenen Vaters, schließlich eine Niere spendete. Chus erholte sich nach der Transplantation, doch sein Onkel starb auf tragische Weise. Die Operationswunde entzündete sich, weil er sich zu früh im verunreinigten Fluss in der Nähe seines Hauses wusch. Sauberes Wasser ist in diesem Dorf knapp und teuer. Über die für Transplantationspatienten übliche postoperative Depression hinaus litt Chus an schweren Schuldgefühlen, auf Kosten eines anderen weiterzuleben. Maria kämpfte um die erforderlichen medizinischen und psychologischen Therapien für ihren Sohn und machte unzählige Bittgänge, um die Medikamente und die Spezialnahrung zu bekommen, die Chus brauchte.

Sechstes Kapitel: Die Verfolgung durch die Maras geht weiter

Inmitten aller dieser Schicksalsschläge wurde die Familie zunehmend von den Mareros geplagt. Sie wollten Peter dazu zwingen, ihnen mit seinem Motorrad, seinem Arbeitsgerät, als Chauffeur zur Verfügung zu stehen. Er konnte sich mit einem Schutzgeld von fünfundzwanzig Dollar monatlich, mehr als einem Zehntel seines Gehalts, freikaufen. Und als ob das nicht schon genug wäre, tauchten die Mareros auch noch jeden Sonntag bei der Familie auf, um für fünfzehn von ihnen eine Mahlzeit einzufordern. Jeden Tag machten sie dies bei einer anderen Familie. Als Maria nur Reis und Bohnen hatte, verlangten sie aggressiv „anständiges Essen“.

Schließlich blieb kein anderer Ausweg, als wiederum zu flüchten, diesmal in ein kleines Dorf, weit weg von der Hauptstadt. Es brachte ein kurzes Aufatmen, doch es war keine wirkliche Lösung, denn es gab dort keine Möglichkeit, sich den Lebensunterhalt zu verdienen. Die Anfahrt zur Arbeit nach San Salvador betrug jedoch mehrere Stunden, und sie gaben dafür einen guten Teil ihres Lohns aus. Nach wenigen Monaten gaben sie auf und kehrten wieder in den Vorstadtgürtel San Salvadors zurück, an einen anderen, doch nicht weniger gefährlichen Ort. Die Probleme setzten deshalb auch sofort wieder ein. Die Mareros griffen sich Chus vor

seiner Schule und verprügelten ihn mit seiner frisch vernarbten Operationswunde. Sie ließen keinen Zweifel darüber, dass sie ihn töten würden, wenn er sich je wieder der Schule nähern würde. Viele Schulen in San Salvador werden von den Maras kontrolliert, und Schulleitung und Polizei müssen machtlos zusehen, wie Jugendliche dazu verdammt werden, ihre Schulbildung abzubrechen.

Maria nahm das nicht hin. Sie, die ihrerseits nur die ersten beiden Jahre der Grundschule besucht hat, ging zum Wissenschaftsministerium, um für ihren Sohn zu kämpfen. Es fehlten ihm nur wenige Wochen bis zum Abitur. In ihrem Kampf mag sie manchmal aggressiv und übertrieben erscheinen. Ich erkenne in ihrer „Aggression“ den „heiligen Zorn“ der Propheten: So darf es nicht sein! Es ist die Leidenschaft und der Eifer, der Leben einfordert. Schlussendlich ließ sich der Direktor der Schule durch die „aufdringliche Witwe“ (Lk 18, 5) erweichen und versteckte Chus in seinem eigenen Haus vor den Mareros. Er gab ihm dort Privatunterricht und bereitete ihn so auf die Abiturprüfung vor.

Während Chus beim Schulleiter lebte, blieb der Rest der Familie dem Terror ausgesetzt. Das kleine Haus, in dem sie lebten, war niedriger als die Nachbarhäuser. Wenn die Polizei im Viertel in der Nacht Razzias durchführte, sprangen die Mareros auf ihrer Flucht aufs niedere Dach, um sich schließlich im Hof der Familie zu verstecken. Maria und Peter erstarrten jedes Mal vor Angst. Nach Wochen blieb wiederum nur die Flucht, dieses Mal zusammen mit einer größeren Zahl anderer verzweifelter Familien.

Diesmal gingen sie zu Familienangehörigen in ein Dorf im Umfeld San Salvadors. Bis jetzt hatten sie bei ihrer Odyssee peinlich darauf geachtet, immer auf dem Gebiet ein und derselben Mara zu bleiben. In El Salvador sind es hauptsächlich zwei rivalisierende Banden, die sich gegenseitig einen Kampf auf Leben und Tod liefern. Wer ins „feindliche Territorium“ wechselt, vor allem wenn es sich um junge Männer handelt, macht sich von vorneherein verdächtig, ein „Spion“ der Rivalen zu sein. Jetzt blieb der Familie aber kein anderer Ausweg mehr, als genau das zu riskieren. Am Anfang schien dennoch alles ruhig, bis im Dezember 2014 Chus sein Abitur bestand. Genau jetzt kehrten Verwandte ins Dorf zurück, das erste Mal seit sie vor vielen Jahren illegal in die USA migriert waren. Sie organisierten für Chus ein familiäres Festessen und schmückten das Haus mit Luftballonen und einem Spruchband: „Glückwunsch zum Abitur“. Dies erweckte die Aufmerksamkeit der Mareros, die Todfeinde derer, welche die Familie zuvor tyrannisiert hatten. Sie kidnapteten Chus für mehrere Stunden, verprügelten ihn und versicherten ihm, dass er mit dem Leben eines Angehörigen bezahlen müsse und sie ihn selbst „von der Landkarte streichen würden“, wenn er nicht entweder sofort aus dem Dorf verschwinde oder aber sich von ihnen rekrutieren lassen würde.

Siebttes Kapitel: Chus kann nicht mehr

Noch in derselben Nacht brachte ihn ein Onkel mit seinem Pickup aus dem Dorf weg, zu einem Freund in der Stadt, in der Nähe des Chinarestaurants, in dem Chus

damals sehr schlecht bezahlt Teller wusch. Doch in den nächsten Tagen nahmen die Mareros seine Spur auf und schossen am helllichten Tag auf ihn. Er entkam ihnen wiederum wie durch ein Wunder. Nur mehr ein einziges Nervenbündel, rannte er um sein Leben, diesmal zu weit entfernten Verwandten an einen abgelegenen Ort am Land.

Er versuchte dort, bei den Milchkühen mitzuhelfen. Die Frau im Haushalt behandelte ihn gut, doch die an die Landarbeit gewöhnten Jugendlichen verspotteten Chus, mager und mit seinen Gesundheitsproblemen kämpfend. Sie fanden heraus, dass er eine Nierentransplantation hinter sich hatte und sagten zu ihm: „Dein Leben ist längst nichts mehr wert, du bist wie ein alter Fetzen.“ In der Nacht darauf erhielt ich wieder einen Anruf der total verzweifelten Maria: „Mein Sohn stirbt mir, mein Sohn stirbt mir.“ Das war im Jänner 2015. Chus war an die Grenze seiner Kräfte gelangt und hatte versucht, mit seinem Leben Schluss zu machen. Er hatte eine große Schwefeltablette geschluckt, die benutzt wird, um Mais- und Bohnenvorräte ungezieferfrei zu halten - dazu noch einen Cocktail aller Medikamente, die er dort finden konnte. Nachdem sie ihn mit schrecklichen Krämpfen und Schaum vor dem Mund fanden, brachten sie ihn ins nächste Krankenhaus. Im letzten Moment wurde ihm der Magen ausgepumpt. Er überlebte mit verätzten Eingeweiden und einer schweren Depression.

Unter enormem Druck suchten Maria und Peter wiederum nach einem Ausweg. Im Dorf, wo sie noch immer wohnten, war die Situation durch den Terror der Maras unerträglich geworden. Sie fanden sich plötzlich alleine inmitten von verlassenen Häusern wieder. Denn selbst die Verwandten und Nachbarn, die dort seit Generationen gelebt hatten, waren schon geflohen. Außerdem erkannten sie spätestens jetzt, dass sie Chus nicht alleine lassen konnten, wenn sie nicht wollten, dass er seinen Selbstmordversuch wiederhole. Sie dachten daran, gemeinsam als Familie illegal in die Vereinigten Staaten abzutauchen oder zu versuchen, ein Visum aus humanitären Gründen zu erhalten oder aber im Süden, in Panama oder Costa Rica unterzutauchen. Gott sei Dank haben sie für den Moment hier in El Salvador einen halbwegs sicheren Ort gefunden – und Menschen, die sich um die Behandlung von Chus kümmern.

3. Das „gemarterte Volk“ trägt die „Sünde der Welt“

Die Erzählung der Passion dieser einen salvadorianischen Familie steht stellvertretend für die vielen anderen, die auf gleiche oder schlimmere Weise leiden. Wer sie aufmerksam hört, dem drängen sich die Kreuzwegstationen auf, so wie wir sie traditionell beten: wie viele Zusammenbrüche unter der Last des Kreuzes – und wieviel Energie, um sich wieder aufzuraffen und den Weg fortzusetzen; und inmitten der Tragödie Simon von Cyrene: in der Gestalt des Arztes, der Peter operiert, des Schuldirektors, der Chus widerwillig in sein Haus aufnimmt, und schließlich des Onkels, der sein Leben rettet und dabei sein eigenes verliert.

Allein die Existenz des „gemarterten“, des „gekreuzigten Volkes“ ist schon

prophetische Anklage, schreit lauthals die „Sünde der Welt“ hinaus, klagt die Mächte und Gewalten an, die seine Kreuzigung tagtäglich verursachen. Halten wir der Betrachtung dieser Passionsgeschichte noch einige Augenblicke stand, um die Anklage genauer zu entziffern. Die Geschichte Marias und ihrer Familie könnte der Ausgangspunkt einer sozio-ökonomischen-politischen Studie sein, einer Analyse der Übel, die einen beträchtlichen Teil der Salvadorianer geißeln. Im Folgenden kann ich dies nur in groben Umrissen andeuten:

a. Der Verlust der Identität

Die Predigten Oscar Romeros in seiner Zeit als Erzbischof von San Salvador endeten Sonntag für Sonntag mit der Anklage der Gewalt, der die Menschen ausgesetzt waren: der Entführungen, der Folter, der Massaker. Akribisch von seinen Mitarbeitern recherchiert, nannte er Datum und Ort des Geschehenen und die Namen der Opfer und Täter. Die Scheußlichkeiten aus der Vertuschung ans Licht der Öffentlichkeit zu holen, bot den Opfern Schutz; wenigstens Schutz vor der Verleumdung, sie seien Lügner, wenn sie von dem sprachen, was ihnen angetan wurde. Oscar Romero hat den Opfern Name und Gesicht gegeben, hat ihre Würde wiederhergestellt.

Heute sind an viele Hauswände in den von den Maras kontrollierten Orten die Worte gespragt: „Hören – Sehen – Schweigen“. Das scheint das Gesetz zu sein, das ganz El Salvador mit harter Hand im Griff hat. Die Geschichte meiner Freunde erzählend, spürte ich die Wut und die Frustration, dass ich ihre Identität verbergen muss. Ich kann ihnen zum Beispiel nicht das Foto der stolzen Mutter mit ihrem Sohn am Tag seiner Abiturfeier zeigen. Alle, die in einer Situation wie sie leben, sind schon den vielfachen sozialen Tod gestorben. Nicht einmal ihren nächsten Freunden und Verwandten können sie unkompliziert vertrauen. Ohne sich verabschieden zu können, sind sie gezwungen bei Nacht und Nebel unterzutauchen. Während der Bürgerkriegszeit hat die Flucht von unzähligen Menschen an Orte innerhalb und außerhalb des Landes das soziale Netz El Salvadors zerstört. Doch anstatt, dass es nach und nach wieder geknüpft werden könnte, zersetzt es sich täglich mehr und mehr. Personen wie Maria werden immer aufs Neue ihre Wurzeln abgeschnitten, sie laufen ständig um ihr Leben, gejagt und verfolgt.

b. Die „Kollateralschäden“ der Armut

Menschen wie Maria sind ständigem Stress ausgesetzt. Es führt dies unausweichlich zu ernsthaften physischen und psychischen Schäden. Fortgesetzt in Angst und Schrecken und unter hoher Spannung zu leben, provoziert alle nur denkbaren psychosomatischen Krankheiten, Colitis, Ulcera, Migräne. In El Salvador ist es schon für eine gesunde und robuste Person äußerst schwierig, einen einigermaßen bezahlten und beständigen Arbeitsplatz zu finden. Für vielfach traumatisierte Menschen ist dies so gut wie unmöglich. Und um den Teufelskreis zu schließen, müssen sie ständig darum kämpfen, Zugang zu den für sie lebensnotwendigen Therapien und Medikamenten zu erhalten. Sie sind zum

menschenunwürdigen Betteln gezwungen, um das zu erhalten, was ihnen eigentlich gemäß der salvadorianischen Verfassung zusteht: das Recht auf medizinische Versorgung.

c. Die empörende Straffreiheit für die Täter – und die Schutzlosigkeit der Opfer

Die empörende Straffreiheit scheint über El Salvador wie ein böser Fluch zu lasten. Seit der Generalamnestie für die Kriegsverbrecher, unmittelbar nach den Friedensschlüssen 1992, haben sich die niemals geahndeten Kapitaldelikte dramatisch vervielfacht. Die Mörder scheinen unantastbar. Und die Verletzlichen haben keine Instanz, bei der sie Zuflucht nehmen könnten, niemand, der imstande wäre, sie wirksam zu beschützen. Abgesehen von der Korruption innerhalb von Polizei und Justiz; selbst dort, wo sie sich anstrengen, sich auf die Seite der Opfer zu stellen, erscheinen sie machtlos. Ihre Razzien und dramatischen Festnahmen gleichen vielfach einer medialen Show, die ihre wirkliche Hilflosigkeit zu verdecken sucht. Oft stellen diese Inszenierungen bloß eine Gefahr mehr für die ohnehin schon gezeißelte Bevölkerung dar.

Gott sei Dank, gibt es auch ehrlich bemühte Polizisten und Richter. Es gibt Institutionen wie zum Beispiel das Institut für Menschenrechte der UCA (IDHUCA) und viele andere guten Willens. Aber all dies erscheint wie ein Tropfen auf den heißen Stein. Auf's Ganze gesehen wird das „gemarterte Volk“ alleingelassen. „Ich blicke nach rechts und schaue aus, doch niemand ist da, der mich beachtet. Mir ist jede Zuflucht genommen, niemand fragt nach meinem Leben. Vernimm doch mein Flehen; denn ich bin arm und elend. Meinen Verfolgern entreiß mich; sie sind viel stärker als ich“ (Ps 142, 5.7).

d. Die mehrfache Stigmatisierung der Opfer

Junge Menschen, wie Chus in unserer Erzählung, werden immer verdächtigt. Die spontane Reaktion darauf, wenn jemand untertauchen muss, um sein Leben zu retten, ist normalerweise: „Wegen irgendetwas wird es schon sein. Er hat sich wohl mit den Falschen eingelassen oder ist in irgendwelche krummen Dinge verwickelt.“ Zusätzlich zu dem, was ihm angetan wird, wird dem Opfer die Unterstellung aufgebürdet, dass es an den Gräueln, die ihm angetan werden, selbst schuld ist. Diese Behauptung kann das Mantra der Menschen sein, die selbst gefährdet sind: „Mir wird nichts passieren, denn ich habe eine saubere Weste.“ Dieses Mantra ist teuflisch, weil es jede Solidarität zersetzt. Noch schlimmer ist jedoch, wenn diese Behauptung von denen kommt, die selbst sicher und bequem leben. Mit der unverschämten Aussage: „Sie bekommen, was sie verdienen“, rechtfertigen sie nichts als ihre Herzenshärte und Gleichgültigkeit.

Es ist unmenschlich, die Opfer immer wieder aufs Neue zu stigmatisieren. Selbst die Mareros sind Täter und Opfer in einer Person, sie sind nicht dämonische Ungeheuer, sondern Menschen. Deshalb ist auch der vulgäre Ruf danach, „das Ungeziefer auszuräuchern“, unakzeptabel. Gefordert ist Gerechtigkeit und

Rechtsprechung, doch nicht, die Mareros in Gefängnissen wie Vieh zu halten und so jede Resozialisierung unmöglich zu machen. Dies verwandelt sie schließlich auch in die Bestien, die eine unmenschliche Gesellschaft in sie hineinprojiziert.

e. „Die Sünde der Welt“

Das Leiden der gekreuzigten Menschen in El Salvador klagt lauthals die strukturelle Sünde im Kontext dieses Landes an. In Wahrheit ist die Situation sehr viel komplexer, als es diese wenigen Hinweise andeuten können. Dazu müsste zum Beispiel der Irrglaube entlarvt werden, die Maras seien der gleichsam mythologische Ursprung allen Übels. In Wirklichkeit werden die Banden als willkommene Tarnung für wesentlich potentere Mächte benutzt, wie das große organisierte Verbrechen, die internationale Drogen- und Waffenmafia. Nicht umsonst spricht Papst Franziskus fast in jeder seiner Ansprachen von ihr. Darüber hinaus jedoch decken diese gepeinigten Menschen den „ganz normalen Wahnsinn“ gegenwärtiger globaler Unordnung auf, den Wahnsinn, der sozusagen „legal“ passiert.

Es drängt sich auf, was Ignacio Ellacuría in der Rede aussprach, die er 1989 in Barcelona zehn Tage vor seiner Ermordung hielt: „Das was ich in anderem Zusammenhang die kopro-historische Analyse genannt habe, was so viel besagt, wie die Analyse des Kots unserer Zivilisation, scheint zu erweisen, dass diese schwer krank ist...“⁵ Dasselbe von meiner Erfahrung her formuliert: Ich erlebe El Salvador wie ein Brennglas, durch das die Wahrheit unserer Welt im Ganzen verdichtet und sichtbar gemacht wird. Das, was die Menschen in El Salvador an den durch die Gewalt gezeißelten Orten mitmachen, zeigt die abstoßende Fratze des globalen Desasters, das in obszöner Weise einige Wenige privilegiert und den Vielen, mindestens einem Drittel der Menschheit, das Minimum des zum Leben Notwendigen verweigert. Im Oktober 2014 veröffentlichte Oxfam, eine Nichtregierungsorganisation von internationalem Prestige, eine Studie, der zufolge den 85 reichsten Menschen der Erde ebenso viele ökonomische Ressourcen zur Verfügung stehen wie der ärmeren Hälfte der gesamten Menschheit, 3½ Milliarden Menschen (85:3.000.000.000). Gemäß der Prognose der Oxfam-Studie wird in Kürze das 1% der Reichsten der Welt mehr besitzen als die restlichen 99% der Menschen, die auf unserem Planeten leben⁶.

Offensichtlich ist die Aussage Ellacurias keineswegs überholt, dass die Gier, die Anhäufung von Kapital der Motor sei, der unsere Zivilisation am Laufen hält ... Sicherlich gibt es Zonen der Erde, in denen die Armut und ihre Konsequenzen weitaus tödlicher zu spüren sind als in El Salvador. Doch an wenigen Orten der Welt verdichtet sich dermaßen der Skandal der Ungleichverteilung zwischen denen, die im Überfluss leben, und denen, die ohne Absicherung ständig ums Überleben kämpfen.

Zwischen den Extremen, zwischen den Tätern und den Opfern der globalen ökonomischen Unordnung, finden sich die kleinen Nutznießer des neokapitalistischen Systems, Menschen wie ich, so wie ein guter Teil der Menschen der „ersten Welt“ und der Mittelklasse in El Salvador. Wir schauen weg. Im Vergleich zu den Superreichen sind wir unbedeutend, doch wir leben gut, bequem, sicher.

Vielfach kennzeichnet uns erschreckendes Desinteresse und Gleichgültigkeit angesichts *der* Menschen, die das Kreuz dieser Welt tragen.

In der dritten Woche der „Geistlichen Übungen“ fordert Ignatius von Loyola den Exerzitanten auf, „sich anzustrengen, um Schmerz zu spüren, traurig zu sein und zu weinen“ (Geistliche Übungen Nr. 195 und Nr. 203). Der gängige psychologisierende Einwand lautet, dies sei Fixierung aufs Negative, Verführung zum Sadomasochismus. Der andere große Ignatius, Ignacio Ellacuría, gibt uns den Schlüssel zum Verstehen in die Hand. Es gilt, die Geistlichen Übungen als eine Schule der Empathie, der Compassion zu verstehen. Es geht darum, uns in unserem Innersten von dem berühren zu lassen, was die „Sünde der Welt“, unsere Sünde, tagtäglich den Marias, Peters, Pauls und Chus unserer Erde antut. Es geht darum, über unsere Bequemlichkeit und unseren Mangel an Zivilcourage und Initiative zu weinen, um aufzustehen und ihrem Kreuzweg Einhalt zu gebieten. Es geht darum, den Aufruf Ellacurias zur Bekehrung zu „aktualisieren“, ihn neu wirklich werden zu lassen:

*„Das einzige, was ich wünschte, sind zwei Dinge: dass Sie Ihre Augen und Ihre Herzen diesen Völkern zuwenden, die so viel leiden – die einen Hunger und Elend, andere Unterdrückung und Verfolgung - und dann (wenn ich schon Jesuit bin) vor diesem so gekreuzigten Volk das ‘Zwiesgespräch’ aus den Exerzitien des hl. Ignatius machen und zu fragen: Was habe ich getan, um es zu kreuzigen? Was tue ich, um es vom Kreuz zu befreien? Was muss ich tun, damit dieses Volk aufersteht?“*⁷

4. Das „gekreuzigte Volk“ ist das „Sakrament des Heils“

Seinen wegweisenden Aufsatz über das „gekreuzigte Volk“⁸ beginnt Ellacuría mit beunruhigenden Fragen: Wenn Jesus vor mehr als 2000 Jahren das Reich Gottes verkündete und die Kirche seitdem unablässig fortfährt zu versichern, dass wir bereits erlöst sind, wie kann es dann sein, dass ein großer Teil der Menschheit immer noch und immer neu in der historischen Realität gekreuzigt wird? Der Kreuzweg der Vielen geht weiter und weiter. Was kann angesichts der Tatsache, dass einem guten Teil der Menschheit fortgesetzt die erdrückende Last der „Sünde der Welt“ aufgebürdet ist, die Aussage bedeuten, dass Jesus alle Menschen erlöst hat? Ignacio Ellacuría rüttelt uns aus der Apathie wach zum Mitfühlen mit den gemarterten Menschen. Er entlarvt die „falsche Spiritualisierung“ unseres Sprechens über das christliche Heil. Seine Verkitschung und Mystifizierung pervertieren die Verkündigung in vage, wirklichkeitsleere Versprechungen, so wie die Versprechen der Parteien im Wahlkampf, der in El Salvador soeben zu Ende gegangen ist. Ellacuría möchte uns in Bewegung setzen, um die Bewahrheitung der Heilszusage in der geschichtlichen Realität zu suchen und um für sie zu kämpfen. Entweder unserem Glauben an die Erlösung entspricht Wirklichkeit, und dieser Glaube schafft verifizierbare Tatsachen – oder er ist tatsächlich „Opium“, eine Droge, die uns einschläfert und uns zu fühllosen Monstern werden lässt.

Davon ausgehend fragt Ellacuría weiter: Wer ist eigentlich „Gottes erwähltes

Volk"? Wer ist die „wahre Kirche“, das „wahre Subjekt der Heilssendung Jesu Christi in der Geschichte“?⁹ Das II. Vatikanische Konzil sagt uns, die Kirche sei „Sakrament, Zeichen und Werkzeug, des Heils“. Für Ellacuría ist diese Aussage zu allgemein, zu unbestimmt. Indem er sie konkretisiert, vollzieht er jedoch die radikale Umkehrung der herkömmlichen Perspektive. Denn letztlich geht es nicht um die Frage, wie ich trotz der geschlagenen und unterdrückten Mehrheit der Menschheit von Heil sprechen kann. Sondern uns ist vielmehr umgekehrt abgefordert, vor dem Mysterium der gekreuzigten Menschheit in die Knie zu sinken. Das „gekreuzigte Volk“ ist das „wahre Volk Gottes“ und damit das „Sakrament unseres Heils“. „Sakrament“, das bedeutet „Realpräsenz“; im gekreuzigten Volk ist Gott konkret in der Geschichte anwesend, es ist Werkzeug, mit dem er sein Heilswerk an der gesamten Menschheit fortsetzt.

Mit den Worten Jon Sobrinos: „Die Erlösung kommt von unten!“ Dies besagt zunächst negativ, sie kommt *nicht* von oben, nicht von den Machtzentren von Politik und Wirtschaft und auch nicht von noch so gutmeinenden internationalen Entwicklungsorganisationen. Diese radikale Umkehrung der Perspektiven steht im vollkommenen Einklang mit dem Evangelium und erscheint dennoch skandalös.

„Die Bedürftigen und Unterdrückten als die geschichtliche Erlösung dieser Welt zu beschreiben, wirkt skandalös. Es wirkt selbst für viele Gläubigen skandalös, die nichts Anstößiges an der Verkündigung finden, dass der Tod Jesu der Welt das Leben brachte. Doch sie können weder theoretisch noch praktisch akzeptieren, dass dieser Tod, der Leben hervorbringt, heute unter den Unterdrückten der Menschheit wirklich ist“.¹⁰

Wir beten in der Antiphon des Karfreitags: „Im Kreuz ist Heil, im Kreuz ist Leben, im Kreuz ist Hoffnung.“ Als Jugendliche provozierte dieser Satz in mir einer Krise, als mir klar wurde, dass uns das Kreuz mit dem armen Menschen Jesus von Nazareth konfrontiert, einem grausam und ungerecht zu Tode Gefolterten. Was soll die Behauptung, darin sei Leben, Heil, Hoffnung? Es ist ein und derselbe Skandal, dieselbe Ver-rücktheit, vor dem Kreuz Jesu und vor den Kreuzen der vielen in der Geschichte zu Tode Gefolterten in die Knie zu gehen und gläubig zu bekennen, dass ihr Tod Heil und Erlösung hervorbringt. Es ist unser Glaube an den in der gemarterten Menschheit fleischgewordenen Christus.

„Außerhalb der Armen kein Heil“, sagt Jon Sobrino. Ich möchte dies weiter konkretisieren: Es gibt kein Heil ohne die Marias, Peters, Pauls und Chus El Salvadors und der ganzen Welt. Die schöpferische und erlösende Liebe Gottes ist in ihrem tagtäglichen heroischen Kampf ums Leben und Überleben gegenwärtig. Sie sind der „Vorübergang Gottes“ in der Geschichte, in ihnen ereignet sich Pascha. Sie tragen unsere Sünde, und durch ihre Wunden sind wir geheilt (Is 53). Und wer, wenn nicht sie, kann das Herz aus Stein aus unserer Brust reißen und uns ein neues und lebendiges Herz (Ez 36,26) schenken? In ihnen finden wir die vitale Energie, die uns zu bekehren und zu humanisieren vermag.

Das Evangelium ist die harsche Aufforderung zur Bekehrung an die Mächtigen

Die vielen anonymen Märtyrer ...

und Privilegierten, an die, die „oben sind“ – und es ist die große Verheißung für die, die „unten“ leiden. Ihnen sagt es zu: Diese „Welt“ verachtet Euch als „Abfall“, als die „Überflüssigen“, die für kein ökonomisches System interessant sind und deren Leben deshalb buchstäblich nichts wert ist. Diese „Welt der Sünde“, konfiguriert durch die ökonomisch, militärisch und politisch Potenten, tut entweder nichts, um Euch zu schützen, oder sie zerstört aktiv Eure Leben. Doch in Wahrheit gibt es für diese Welt keine Rettung und keine Zukunft, wenn sie nicht in Euch, in der Qual, die sie Euch zufügt, das Geheimnis von Kreuz und Auferstehung Jesu Christi wiedererkennt. Es gibt kein Heil für diese Welt, wenn sie nicht vor dem göttlichen Geheimnis niederkniet, das in euch gegenwärtig ist.

- 1 D. Bonhoeffer, Gedanken zum Taufftag von Dietrich Wilhelm Rüdiger Bethge, Widerstand und Ergebung, DBW 8, 428-436, hier 435f.
- 2 I. Ellacuría, *Utopia y Profetismo*, Mysterium Liberationes I, p. 398.
- 3 Homilía en Aguilares del 19 de Junio de 1977.
- 4 Idem. p. 150.
- 5 Ignacio Ellacuría, "El desafío de las mayorías pobres"; ECA, nov.-dic. 1989,

UCA, San Salvador, pp. 493-494.

- 6 <https://www.oxfam.org/es/informes/iguales-acabemos-con-la-desigualdad-extrema>.
- 7 I. Ellacuría, "Las Iglesias latinoamericanas interpelan a la Iglesia de España", *Sal Terrae* 3 (1982), p. 230.
- 8 Ignacio Ellacuría, *El pueblo crucificado*, Mysterium Liberationes II, p. 189 ff.
- 9 Pueblo Crucificado, p. 189.
- 10 Pueblo Crucificado, p. 192.

GOTT SPRICHT, UND DIE MISSIONIST DA

P. David Glenday MCCJ

P. David Glenday, ein Comboni-Missionar, ist gegenwärtig Generalsekretär der Union der Generaloberen.

Dieser Beitrag wurde in der Zeitschrift "Testimoni", Nr. 9, im September 2014 veröffentlicht.

Original Englisch

"Dein Wort war mir Glück und Herzensfreude" (Jeremia 15,16)

Im Laufe der Jahre, in denen ich die Wege der Mission beschritten habe, wurde mir immer mehr klar, wie tief und unauflöslich mein Leben von der Berufung, Missionar zu sein, geprägt und geformt ist, und wie sehr diese Berufung stets der Grund für mein Dasein war und bleiben wird. Hier möchte ich einfach nur auf einige Bereiche hinweisen, in denen ich das Glück und die Freude von Gottes formendem und verwandelndem Wort in besonderer Weise erfahren habe.

Am Anfang war das Wort (Joh 1,1)

Ich kann mich nicht an eine Zeit erinnern, in der ich nicht Gott als jenen erfahren habe, der sein Wort zu mir spricht: Gott war immer da, real und lebendig. Er wirkt in mir und in der Welt und ist stets bereit und willens, in ein Gespräch einzutreten.

Meine Mutter, eine irische Katholikin, die viel gereist ist, liebte die Messe, und ich liebte sie ebenfalls; so war ich von Kindheit an als Messdiener auf aus nächster Nähe an der Eucharistie beteiligt. Anfangs war natürlich alles auf Latein, aber zweifellos sprach Gott dort durch die Worte und die Gesten der Liturgie. Mein Vater war ein schottischer Presbyterianer, bis er im Alter von 71 Jahren Katholik wurde. Er liebte die Heilige Schrift, und sein Interesse und seine Faszination riefen diese auch bei mir hervor: Ich erinnere mich an seine Begeisterung für die Fernsehvorträge und Bücher von William Barclay, einem Bibelwissenschaftler, der damals an der Universität von Glasgow lehrte. Seine lebendigen und anschaulichen Kommentare zu den Evangelien werden immer noch nachgedruckt; es lohnt sich, sie zu lesen und darüber zu beten.

Auf diesem Hintergrund ist es kaum überraschend, dass ich, soweit ich mich erinnern kann, in der Sonntagsmesse zum ersten Mal spürte, dass ich Missionar werden wollte: Ein Weißer Vater (Afrikamissionar) warb damals für die Mission in meiner Pfarrei in Schottland. Ich glaube, ich war damals erst etwa acht oder neun Jahre alt, aber die Worte dieses Missionars entzündeten in mir eine Flamme, die durch Gottes Gnade immer noch brennt.

Im Laufe der Jahre führte die Reflexion über diese machtvolle und lebensverwandelnde Gegenwart des Wortes Gottes in meiner Kindheit mich allmählich zu der ehrfurchteinflößenden Erkenntnis, die von Jeremia so wunderbar zum Ausdruck gebracht wird: „Noch ehe ich dich im Mutterleib formte, habe ich dich ausersehen, ... habe ich dich geheiligt, ... habe ich dich bestimmt“ (1,5). Dieselbe Erkenntnis bringt Johannes so für uns zum Ausdruck: „Alles ist durch das Wort geworden“ (1,3). Mit anderen Worten: Im Wort Gottes lebe ich und bewege ich mich und habe ich mein Dasein. Papst Benedikt würde sagen: „Jeder von uns ist ein Gedanke Gottes.“ Je mehr und je tiefer ich den Ruf höre, Missionar zu sein, und darauf antworte, desto mehr und vollkommener werde ich zu meinem wahren Selbst. Mein Dasein begann mit einem Ruf, und ich bin dann am lebendigsten, wenn ich mich von diesem Ruf führen und formen lasse.

Wohin ich dich auch sende, dahin sollst du gehen (Jer 1,7)

Auch das ist Teil meiner Erfahrung: Das Wort Gottes sendet uns wirklich. Dieses Wort verlangt danach, geteilt und mitgeteilt, weitergegeben, gemeinsam gekostet zu werden. Dieses kommunizierende Wort erzeugt Kommunikation über Kulturen und Sprachen und Generationen hinweg; dieses Wort sendet mich und lässt mich zu Menschen und Gemeinschaften gehen, die ich nicht kenne und die auf vielerlei Weise ganz anders sind als ich.

Ich kann nur staunen über die Vielfalt und den Reichtum der Menschen und Orte, zu denen das Wort mich geführt hat. Mit Freude erinnere ich mich zum Beispiel an meine Zeit in der in der Gulu-Kathedrale in Norduganda, wo wir Zeugen wurden, wie – mit Hilfe der LUMKO-Materialien aus Südafrika – Gottes Wort von kleinen christlichen Gemeinschaften unserer Pfarrei entdeckt, gelebt und in der Acholi-Sprache verkündigt wurde. Zu dieser Erfahrung gehörte es für mich, einige hervorragende Katechetinnen und Katecheten und Leiter der Gemeinschaft kennenzulernen, die das Wort Gottes zutiefst liebten, und mit Mitbrüdern zusammenzuarbeiten, die von einer ansteckenden Leidenschaft erfüllt waren, die Sprache und Kultur der Acholi kennenzulernen und sie sich in ganzer Fülle zur Weitergabe des Evangeliums zunutze zu machen.

Dann wurde ich Herausgeber der Zeitschrift LEADERSHIP in Kampala, der Hauptstadt von Uganda. In diesem urbanen, multiethnischen Umfeld hatte mein Vorgänger auf diesem Posten die Notwendigkeit erkannt, einen fundierten und ausgewogenen Zugang zur Heiligen Schrift zu bieten, als Alternative zu dem nutzlosen Fundamentalismus, der aggressiv von Sekten propagiert wird: In diesem

Unterfangen fanden wir bereitwillige und sachkundige Mitarbeiter bei den Afrikamissionaren sowie bei den Paulus-Schwestern. In unserer Pfarrei in Mbuya gab es ein großes Verlangen nach dem Wort Gottes, und wir konnten gemeinsam antworten durch eine Reihe von Kursen am Sonntagnachmittag. In ihnen herrschte ein lebendiges Treiben: Gemeinsam wurden Entdeckungen gemacht, und die Hingabe an die Mission wurde erneuert.

Auch mit meiner Aussendung auf die Philippinen war ich sehr glücklich. Die Salesianerpfarre in Mayapa unweit Metro Manila, wo ich hinging, um mein Tagalog zu praktizieren, befand sich auf einem kraftvollen Weg der Erneuerung auf der Grundlage des gemeinsamen Hörens der Schrift. Hier fand ich ein Umfeld, wo die Angst vor meinen ersten Predigten in der Nationalsprache der Philippinen allmählich der Freude über die Kommunikation und das Teilen wich, über alle kulturellen Grenzen hinweg, die vorher nahezu unüberwindlich schienen. Dann, dank der Offenheit der Claretiner-Missionare, folgten Jahre der Arbeit mit einer der ärmsten Gemeinden ihrer Pfarrei in einem Armenviertel von Manila; es gab eine wöchentliche Eucharistiefeier und Bibelkreise am Mittwoch Abend.

Aber das sind nur Beispiele, und ich weiß, dass wir alle noch so viele weitere eigene Beispiele bringen könnten. An dieser Stelle geht es darum, das wahre Wunder unserer Berufung als Missionare zu erkennen, zu feiern und uns sie immer wieder mit Freude anzunehmen; die fundamentale menschliche Bereicherung, die sie mit sich bringt, dankbar zu erkennen; zu sehen, dass das Wort Gottes uns nicht in erster Linie zu Sprechenden, sondern vor allem zu Hörenden macht; die wunderbaren Gelegenheiten anzunehmen, das Evangelium in so vielen verschiedenen Sprachen und aus so vielen verschiedenen kulturellen Erfahrungen heraus verkündigt zu hören.

Diese gnadenvolle Erfahrung prägt und formt uns natürlich auf vielerlei Weise: Zum Beispiel bedeutet sie, dass das Wort Gottes unser grundlegendes Gebet wird; dass wir uns darum bemühen, mit Liebe und Achtung die Sprache jener zu erlernen, denen wir dienen und mit denen wir zusammenleben; dass wir immer mehr darauf achten, wie Gott durch Menschen und Ereignisse spricht; dass wir kulturell neugierig und aufmerksam sind; dass wir die Heilige Schrift lesen, studieren und darüber nachdenken, mit einer Leidenschaft, die mit den Jahren wächst und heranreift. In der einen oder anderen Weise erfahren wir die Wahrheit dessen, was Jeremia einst sagte: „So war es mir, als brenne in meinem Herzen ein Feuer, ... Ich quälte mich, es auszuhalten, und konnte nicht“ (20,9).

„Ich habe vor dir eine Tür geöffnet“ (Offb 3,8)

„Das Evangelium ist nicht nur Mitteilung von Wißbarem; es ist Mitteilung, die Tatsachen wirkt und das Leben verändert. Die dunkle Tür der Zeit, der Zukunft, ist aufgesprengt. Wer Hoffnung hat, lebt anders; ihm ist ein neues Leben geschenkt worden“ (Benedikt XVI., *Spe salvi*, 2).

„Denn du darfst nicht meinen, dass eine Erneuerung des Lebens, die ein für alle mal geschieht, genug sei; sondern die Neuheit selbst, wenn ich es so sagen darf, muss ständig erneuert werden, Tag für Tag. Denn der Apostel sagt: ‚Wenn auch unser äußerer Mensch aufgerieben wird, der innere wird Tag für Tag erneuert‘ (2 Kor 4,16). Denn wie das Alte immer älter wird ... so wird diese neue Natur ständig erneuert. Es ist daher möglich, von Alter und Falten zur Jugend zu gelangen; und das Wunderbare daran ist, dass, während der Leib von der Jugend zum Alter fortschreitet, die Seele, wenn sie zur Vollkommenheit gelangt, vom Alter zur Jugend wechselt“ (Origenes).

Das Wort Gottes erschafft uns; das Wort Gottes sendet uns aus; und das Wort Gottes schenkt uns Leben – immer. Auf die eine oder andere Weise, zu verschiedenen Zeiten und an verschiedenen Orten machen wir alle sicher diese Erfahrung: Das Wort, obwohl wir versucht sein können zu meinen, es sei uns vertraut, flammt neu in das Leben hinein; es öffnet uns neue Wege der Reflexion, des Gebets und des Einsatzes; es ruft uns auf, weiter zu wachsen, unser Potential stets aufs Neue zu erkennen; es offenbart neue Tiefen; es trägt neue Frucht in uns; es schenkt neue Freude; es steckt uns an mit neuer Freude; es begleitet uns durch schwierige Zeiten; es hält uns demütig und führt uns den Boden der Tatsachen zurück, wenn die Dinge zu gut laufen.

Nach und nach wird uns klar, dass der Ruf, der missionarische Ruf, darin besteht, Gottes Wort zu kennen, zu bezeugen, zu verkündigen und zu leben; es zu hören und anzunehmen und zu teilen; ihm in dieser Welt und zu dieser Zeit Gestalt zu geben – all das, ja, aber letztlich besteht der Ruf darin, selbst zum Wort im Wort Gottes zu werden: Unser Leben, unser Dasein und unsere Beziehung zu anderen werden zu dem Ort, wo das Evangelium gegenwärtig gemacht und verkündigt wird. Gregor der Große sagte: „Das Wort Gottes wächst mit dem, der es liest.“

Meinerseits habe ich allmählich drei besondere Räume entdeckt, in denen dieses Wachstum, diese ständige Weiterbildung besonders angeboten wird. Der erste Raum ist die Stille des persönlichen Gebets in einem Geist der Freigebigkeit und der Großherzigkeit, im lebendigen Gedenken an den Jesus der Evangelien, der die Tage seiner Sendung damit begann, auf den Vater zu hören und mit ihm zu sprechen, und der daher sagen konnte: „Von mir selbst aus kann ich nichts tun; ich richte, wie ich es (vom Vater) höre“ (Joh 5,30). Jesu Worte und Taten, sein Dasein und seine Sendung gingen immer wieder vom Wort seines Vaters aus.

Der zweite Raum des Wachstums, der mich beständig genährt und ermutigt hat, auf das Wort zu hören, ist der regelmäßige Empfang des Sakraments der Versöhnung. Mir scheint, dass in der Gnade dieses Sakraments der Herr uns jenes „Ohr des Jüngers“ schenkt, von dem der Prophet Jesaja spricht. Der Friede, der die Vergebung begleitet, die der Herr uns schenkt, ist eine Gelegenheit, tiefer auf das Wort zu hören, das er unablässig in unserem Leben und im Leben der Menschen spricht, denen wir begegnen, indem wir unsere Sendung leben. Ich liebe besonders Lukas 5,1-11, wo Jesu Antwort auf das Bekenntnis des Simon Petrus lautet:

„Fürchte dich nicht! Von jetzt an wirst du Menschen fangen.“ Die Mission wird neu geboren aus dem Wort der Gnade.

Der dritte Raum, den ich in den letzten Jahren immer hilfreicher fand, ist die regelmäßige geistliche Begleitung. Ich bin den geduldigen Männern, die mich begleitet, herausgefordert und ermutigt haben zu erkennen, wohin und wie der Herr mich als Jünger und Missionar führt, zutiefst dankbar.er:

„Ich stehe vor der Tür und klopfe an“ (Offb 3,20)

Wenn ich an diesem Punkt meines Lebens nach einem Wort suchen sollte, das meine persönliche Erfahrung dessen zum Ausdruck bringt, wie Gott mit mir umgegangen ist und sich mir mitgeteilt hat, dann lautete dieses Wort: Höflichkeit. Diese Erfahrung wird von Papst Benedikt XVI. in seinem zweiten Jesus-Buch wunderschön zum Ausdruck gebracht: „Es ist das Geheimnis Gottes“, schreibt er, „dass er leise handelt. Dass er nur allmählich in der großen Geschichte der Menschheit seine Geschichte aufbaut. Dass er Mensch wird und dabei von den Zeitgenossen, von den maßgebenden Kräften der Geschichte übersehen werden kann. Dass er leidet und stirbt und als Auferstandener nur über den Glauben der Seinigen, denen er sich zeigt, zur Menschheit kommen will. Dass er immerfort leise an die Türen unserer Herzen klopft und uns langsam sehend macht, *wenn wir ihm auf tun.*“

Ja, so verstehe ich das Wirken des Wortes Gottes in meiner bisherigen Geschichte. Ich entdecke mit Freude meine eigenen verschlungenen Pfade in der Geschichte der Jünger auf dem Weg nach Emmaus. Jesus, das Wort Gottes, ist zunächst schweigend mit ihrer Enttäuschung und Schwäche unterwegs: Wie oft war das Wort, das er an mich gerichtet hat, ein solches geduldiges, mitfühlendes und barmherziges Schweigen. Und vom Schweigen geht er dazu über, sie zu fragen, was sie bedrückt: Wie oft hat das Wort Raum geschaffen für meine Worte, meine Fragen, meine Ängste und hat mir so tiefer zu Bewusstsein gebracht, was ich erlebt habe und erlebe. Dann ist dort das Wort der Herausforderung und der Erklärung: Wie oft war das Wort Gottes der Schlüssel, um das Leben zu verstehen und es in Fülle zu leben.

Die große englische Beterin Juliana von Norwich fragte einmal den Herrn, was er ihr letztendlich sagen wollte. „Er antwortete mir durch eine innere Erkenntnis“, schrieb sie. „Du möchtest wissen, was dein Herr dir bedeutet? Lerne es gut. Er bedeutet die Liebe. Wer zeigte es dir? Die Liebe. Was zeigte er dir? Die Liebe. Warum zeigte er es dir? Aus Liebe. Halte daran fest.“ Abschließend sagte sie: „So lernte ich, dass der Herr die Liebe bedeutet.“

Wir können daher sagen, dass Gottes Wort uns zwei kleine, aber mächtige Worte entlockt: „danke“ und „ja“ – diese Worte sind mehr als genug, um ein Leben zu füllen.

AUF PILGERFAHRT GEHEN IM JAHR DES GEWEIHTEN LEBENS

Schw. Patricia Murray, IBVM

Schw. Patricia Murray ist Mitglied des „Institute of the Blessed Virgin Mary“ (Loretoschwestern). Sie war die erste Direktorin von „Solidarität mit dem Südsudan“, einer neuen interkongregationalen Initiative, die von über 250 Ordenskongregationen aus vielen verschiedenen Ländern unterstützt wird. Im April 2014 nahm Sr. Pat ihre Tätigkeit als Vorstandssekretärin der UISG auf.

Original Englisch

Der irische Philosoph und Dichter John O'Donoghue beschrieb die Gnade einmal als „das ständige Klima göttlicher Güte; das ewige Einströmen des Frühlings in den Winter der Trostlosigkeit“.¹ In den vergangenen Monaten haben die Worte und die symbolischen Gesten von Papst Franziskus Gottes Gnade immer wieder spürbar gemacht. Er hat gezeigt, dass Männer und Frauen guten Willens, besonders jedoch wir Ordensleute, gegenwärtig sein müssen in einer Welt, in der oft enorme Trostlosigkeit herrscht, die das Leben einzelner Menschen, von Familien und ganzen Teile der Gesellschaft in Mitleidenschaft zieht. Einige dieser gnadenvollen Augenblicke sind wie Leuchtfeuer, die einen jeden von uns zu einer Transzendenz rufen, zu der wir als Menschen befähigt sind. Wenn Sie diese Worte lesen, erinnern Sie sich vielleicht an einen besonderen Augenblick oder an ein Wort, das Ihr Herz ergriffen, ihre Phantasie beflügelt und Sie in eine neue Form des Dasein berufen hat.

Einer der bedeutungsvollsten Momente war für mich die tiefe Zärtlichkeit, die Papst Franziskus bewies, als er Vinicio Rico umarmte, den Italiener, der vom „Morbus Recklinghausen“ befallen ist – einer Krankheit, die seinen Körper mit Wucherungen, Schwellungen und juckenden Geschwüren überzieht. Der Papst umarmte ihn spontan auf dem Petersplatz, ohne ein Wort zu sagen. Vinicio, der es so sehr gewohnt ist, von Passanten angestarrt zu werden, war fast verwirrt darüber, dass der Papst keine Sekunde zögerte. Später sagte er über die Begegnung: „Er hatte keine Angst vor meiner Krankheit... er umarmte mich ohne Worte... ich spürte eine große Wärme.“² Seine Tante, die ihn auf dieser Pilgerfahrt nach Rom begleitete, erinnerte sich, dass sie nach unten auf Papst Franziskus' Schuhe blickte und dachte: „Ja, das ist jemand, der wirklich unterwegs ist.“³ Obwohl die Begegnung nur etwas über eine

Minute dauerte, sagte Vinicio, als er nach Hause kam, habe er sich zehn Jahre jünger gefühlt, so als sei ihm eine Last von den Schultern genommen worden. Die Begegnung zwischen Papst Franziskus und Vinicio erinnert konkret an die Begegnungen zwischen Jesus und den Männern und Frauen, die unter verschiedenen Arten von Krankheit und Ausgrenzung litten, oder die traurig waren über den Verlust eines geliebten Menschen oder ein unerfülltes Leben. Diese Begegnung zeigt uns, wie wir als Christen und Ordensleute in der Welt anwesend sein und was wir tun sollen.

Jetzt, zu Beginn des Jahres des geweihten Lebens, das auch der Synode über die Familie gewidmet ist, sind die Elemente dieser bewegenden Begegnung auf dem Petersplatz ein Hinweis auf die innere und äußere Reise, die zu unternehmen Papst Franziskus jeden von uns – Ordensleute und Laien – aufgefordert hat. Die „spontane Umarmung“, „keine Angst zu haben“, „jemand, der wirklich unterwegs ist“ und die „Last von den Schultern nehmen“: All das weist auf die Dinge hin, die auf einem Weg der Verwandlung geschehen müssen. Zu dieser Reise laden das Jahr des geweihten Lebens und die Synode über die Familie uns ein. Im Apostolischen Schreiben, das den Beginn dieses besonderen Jahres ankündigt, sind die Ordensleute und die Laien als ihre Weggefährten aufgerufen, über die Ziele dieser besonderen Zeit nachzudenken.

Jemand, der wirklich unterwegs ist

Zunächst sind die Ordensleute im Jahr des geweihten Lebens eingeladen, *sich zu erinnern und dankbar zu sein* für alles, was in ihrer vergangenen Geschichte geschehen ist. Durch die Rückerinnerung an ihre Geschichte können die Ordensleute sich zu Bewusstsein führen, wie der Ruf Christi ihre Gründer in verschiedenen Jahrhunderten die Zeichen der Zeit erkennen und sie mutig darauf antworten ließ, indem sie verschiedene Formen des Ordenslebens hervorgebracht haben, um der Not ihrer Zeit zu begegnen. Einige haben ihre Heimat verlassen, Ozeane überquert und sind bis an die Enden der bekannten Welt gereist, um Nationen und Kulturen die befreiende Botschaft des Evangeliums zu bringen. Für andere in der monastischen Tradition war der tägliche Rhythmus von Gebet und Arbeit ein Weg, um bei einer notleidenden Welt zu sein. Andere erkannten das Potential, das Ordensmännern und Ordensfrauen innewohnt, indem sie hinter ihren Klostermauern hervorkamen, um sich um Bildung und Gesundheitsfürsorge zu kümmern und auf alle möglichen Formen sozialer Not zu antworten. In jüngerer Zeit gibt es neue Formen des geweihten Lebens, in denen die Ordensangehörigen mitten im Alltag leben, an regulären Arbeitsplätzen, als gute Nachbarn an ihrem Wohnort. Es gibt vieles, für das wir über die Jahrhunderte hinweg dankbar sein dürfen, aber es gibt auch viele Dinge, für die wir als Einzelne und als Gemeinschaften demütig um Vergebung bitten müssen.

Dieser Weg der Erinnerung, der zu Dankbarkeit und Buße führt, ist jedoch nicht genug, denn das Jahr des geweihten Lebens hat noch einen anderen Zweck: „...eine große Geschichte aufzubauen“.⁴ Die Ordensleute sollen nicht nur in die vergangene Geschichte zurückgehen, um über ihr Gründungscharisma, sein Wachstum und seine Entwicklung im Laufe der Zeit nachzudenken, sondern sie müssen auf zukünftige

Horizonte zugehen, wohin der Geist sie sendet, um „noch große Dinge zu vollbringen“⁵ Wo sind die neuen Randgebiete, in die die Ordensleute heute gehen sollen? Wie einst ihre Gründer und die ersten Mitglieder ihrer Kongregationen müssen die Ordensleute buchstäblich zu den neuen Horizonten der Not gehen, geleitet von ihren Gründungscharismen. Die Notleidenden klopfen heute selten an die Türen der Konvente und Klöster; sie halten nicht unbedingt Ausschau nach Priestern und Ordensleuten. Sie sind oft von den Institutionen – einschließlich der Kirche – enttäuscht, die gegenüber ihren persönlichen Schwierigkeiten oder denen ihrer Familie Gleichgültigkeit gezeigt haben. Wie Papst Franziskus müssen die Ordensleute aussehen wie Menschen, die „wirklich unterwegs sind“, die bereit sind, physisch durch die Elendsquartiere der Städte zu gehen, auf der Straße mit Menschen im Gespräch zu verweilen, Orte zu entdecken, an denen Gespräche stattfinden, und Freundschaften zu schließen, so dass sie als freundliche Gegenwart einem Bruder oder einer Schwester Hilfe anbieten können.

Eine spontane Umarmung – ohne Angst

Das Jahr des geweihten Lebens ruft die Ordensleute auch auf, *die Gegenwart mit Leidenschaft zu leben*. Das Apostolische Schreiben sagt deutlich, dass wir erkennen müssen, „ob und wie auch wir uns vom Evangelium hinterfragen lassen; ob es wirklich das ‚Vademecum‘ für das Alltagsleben und für die Entscheidungen ist, die wir treffen müssen“. Wenn das Evangelium die Quelle für ein leidenschaftliches Leben sein soll, dann müssen wir seine Frische neu entdecken. Es muss zum „Vademecum“ unseres täglichen Lebens werden. Wir müssen es lesen und darüber nachdenken und erkennen, wie und wohin es uns ruft. Das Apostolische Schreiben sagt, dass die Gegenwart mit Leidenschaft zu leben heißt, „Experten des gemeinschaftlichen Lebens“ zu werden, „Zeugen und Baumeister im Sinne jenes göttlichen Planes für Gemeinschaft [...], der die Geschichte der Menschen krönen soll“⁶. In unserer zersplitterten Welt müssen Ordensmänner und Ordensfrauen zu Zeugen der Begegnung und der wahren Gemeinschaft werden.

In einer Gesellschaft der Auseinandersetzung, des schwierigen Zusammenlebens zwischen verschiedenen Kulturen, der Übergriffe auf die Schwächsten und der Ungleichheiten sind wir berufen, ein konkretes Vorbild von Gemeinschaft zu bieten, in der es möglich ist, durch die Anerkennung der Würde jedes Menschen und der Gemeinsamkeit der Gabe, die jeder mitbringt, in brüderlichen Beziehungen zu leben.⁷

Papst Franziskus fordert die Ordensleute auf, an Orten anwesend zu sein, in denen Konflikte und Spannungen herrschen, um ein glaubwürdiges Zeichen der Einheit zu sein. Im Südsudan ist das internationale interkongregationale Projekt „Solidarität mit dem Südsudan“ heute ein solches Zeugnis. Die verschiedenen Mitglieder der „Solidaritäts“-Gemeinschaften geben allein durch ihre Anwesenheit und ihre Herkunft aus vielen verschiedenen Kulturen Zeugnis von der Vielfalt der Menschheitsfamilie und vom Reichtum, der entsteht, wenn Menschen geachtet und

Gaben geteilt werden. Ihre Leidenschaft für das Evangelium und ihr Einsatz für die Menschen im Südsudan, die unter den Auswirkungen des Krieges leiden, lässt sie auch dann bleiben, wenn die Situation heikel wird. Diese internationalen Gemeinschaften sind auch ein Hinweis darauf, dass wir alle nach Wegen suchen müssen, um uns zu Menschen aus anderen Kulturen in Beziehung zu stellen, da unsere Städte, Wohnorte und Gemeinschaften zunehmend multikulturell werden. Im Gemeinschaftsleben müssen wir Ordensleute uns fragen, wie gut wir jedes Mitglied befähigen, mit seiner besonderen Kultur und seinem Hintergrund angenommen zu werden, und nach Wegen suchen, einander für die Sendung und die Dienste der Kongregation mitverantwortlich zu machen.

Auch „Talitha Kum“, das Projekt gegen den Menschenhandel – eine weitere internationale und interkongregationale Initiative – ist ein machtvolleres Zeugnis der Gemeinschaft. Einzelne Schwestern und Brüder, unterstützt von ihren Gemeinschaften, sind auf den Straßen ihrer jeweiligen Länder unterwegs und warnen isolierte Gemeinschaften vor der Gefahr des Menschenhandels. Gleichzeitig bieten sie den Geretteten Schutz in Unterkünften. Andere Ordensleute kämpfen für Gesetze, die notwendig sind, um die Täter vor Gericht zu bringen, während andere korrupte Polizeibeamte und Zollmitarbeiter sowie mafiose Netzwerke anklagen, die ihre Brüder und Schwestern unterdrücken. Die Zusammenarbeit zwischen Ordensleuten und Laien trägt dazu bei, ein machtvolleres Netzwerk des Lebens zu schaffen.

In vielen Teilen der Welt stehen Ordensleute an der Seite von landlosen Bauern, Kriegsopfern, Migranten, Flüchtlingen und jenen, die in verschiedenen Formen verklavt werden. Der Papst mahnt uns Ordensleute, uns – ebenso wie unsere Gründer und Gründerinnen, die Nächstenliebe und Gerechtigkeit geübt haben, um den Notleidenden zu dienen – heute wieder zu fragen, ob unsere Dienste und unsere Gegenwart wirklich auf die gegenwärtigen Not antworten, im Licht des Charismas der Kongregation. Unsere Antworten müssen schöpferisch und den Kulturen und Umfeldern angepasst sein, in denen wir uns befinden.

Die spontane Umarmung zwischen Papst Franziskus und Vinicio symbolisiert die tiefe Einheit, die innerhalb kürzester Zeit entstehen kann, wenn eine wahre Begegnung zwischen zwei Menschen stattfindet. Es herrscht keine Angst, echte Wärme strömt hervor und schafft Gemeinschaft. Vor einigen Tagen sprach eine Schwester aus Indien über die Arbeit ihrer Kongregation mit jungen Frauen, die Menschenhändlern zum Opfer gefallen sind. Die Schwestern gehen nachts mit der Polizei in dunkle Gassen und versteckte Bordelle, um Frauen und junge Mädchen zu befreien, die in der Prostitution gefangen sind. Die Arbeit ist gefährlich, aber diese Schwestern sind furchtlos. Ich höre sie noch immer sagen: „Wenn ich sterben muss, damit die Welt die schrecklichen Ausmaße dieses Problems begreift, dann bin ich dazu bereit.“ Ihre Furchtlosigkeit und ihr tiefes Mitgefühl sind ein machtvolleres Zeugnis für ihren Wunsch nach Gemeinschaft mit ihren unterdrückten Schwestern.

Die Last von den Schultern nehmen

Abschließend sagt das Apostolische Schreiben, dass die Ordensleute *die Zukunft hoffnungsvoll annehmen* müssen. Das Ordensleben auf der ganzen Welt steht vielen Herausforderungen gegenüber – Rückgang der Berufungen und Überalterung der Mitglieder in der nördlichen, interkulturelle Herausforderungen in der südlichen Hemisphäre. Außerdem spüren viele Ordensleute heute zutiefst die Fehler der Vergangenheit und tragen ein tiefes Schamgefühl in sich. Sie sind sich bewusst, gegenüber jenen, die ihnen anvertraut und die sehr verletztlich waren, manchmal versagt zu haben. Jetzt, aus einer Position der Schwachheit und nicht aus einer machtvollen oder privilegierten Stellung heraus können wir Ordensleute wirklich von Barmherzigkeit und Gottes Vergebung sprechen. Wir können daher Zeugnis ablegen von der Wahrheit der Worte der Heiligen Schrift: „Wenn ich schwach bin, dann bin ich stark“ (2 Kor 12,10).

Im Apostolischen Schreibens sagt Papst Franziskus: „Setzen wir unseren Weg fort und nehmen wir ihn immer neu auf im Vertrauen auf den Herrn.“⁸ Wir sind aufgefordert zu zeigen, dass wir uns in unserer eigenen Schwachheit Gott zuwenden und seine barmherzige Umarmung annehmen können. Was wir verkündigen, ist nicht unser Werk, sondern die Tatsache, dass wir versuchen, als Sauerteig im Reich Gottes zu dienen, und dass wir manchmal darin versagen. Der Aufruf von Papst Franziskus an die Ordensleute, „dass ihr ‚die Welt aufweckt‘“⁹, verlangt von uns, zunächst selbst für die Gnade und Barmherzigkeit Gottes zu erwachen. Wenn wir Gottes unermessliche Liebe erfahren haben, können wir die Aufgabe übernehmen, andere aufzuwecken und voranzugehen. Die Last unserer menschlichen Schwäche wurde von unseren Schultern genommen, und wir können zeigen, dass Gott unser Herz bis zum Rand mit Glück füllen kann; dass wir nicht anderswo unser Glück suchen müssen; denn „die Freude am Herrn ist eure Stärke“.¹⁰

Da ist eine ganze Menschheit, die wartet: Menschen, die jede Hoffnung verloren haben; Familien in Not; sich selbst überlassene Kinder; Jugendliche, denen jede Zukunft versperrt ist; Kranke und verlassene Alte; Reiche, die satt sind an Gütern und im Herzen eine Leere haben, Männer und Frauen auf der Suche nach dem Sinn des Lebens, dürstend nach dem Göttlichen...¹¹

Wir sind aufgefordert, Wege zu finden, um „alternative Räume“ zu schaffen, wo der Weg des Evangeliums – ein Weg der Selbsthingabe, der Gemeinschaft, der Annahme der Unterschiede – und die Liebe zueinander gedeihen können. Wir werden ermutigt, das Ideal der Brüderlichkeit zu verbreiten, nach dem unsere Gründer und Gründerinnen auf der ganzen Welt gestrebt haben, gleichsam in immer größer werdenden konzentrischen Kreise, und unser Leben zu einer „heiligen Pilgerfahrt“ zu machen.

Es gibt viel zu tun – die Pilgerfahrt des Lebens geht weiter, aber wir wissen, dass Gott uns auf dem Weg begleitet. Zum Abschluss zitiere ich noch einmal John

O'Donoghue. Im Zusammenhang mit dem Geheimnis der Gnade schrieb er:

Die Gnade... zeigt, wie fließend und nahtlos die göttliche Gegenwart ist. Im Fluss der Gnade sind keine Abteilungen, Ecken oder Brüche vorstellbar. Die Gnade ist das ständige Klima göttlicher Güte. Sie vermittelt Barmherzigkeit und Verständnis für all die schwierigen und widersprüchlichen Dimensionen des menschlichen Lebens und des Schmerzes. Die Güte nährt die trostlose Landschaft des menschlichen Herzens und lässt den zerrissenen Boden heilen und fruchtbar werden.¹²

Möge Gottes Gnade uns in diesem Jahr des geweihten Lebens nähren, wiederherstellen und erneuern.

¹ John O'Donoghue *Divine Beauty: The Invisible Embrace*, Harper Collins, New York 2004.

² CNN, Online, 27. November 2013.

³ Ebd.

⁴ Apostolisches Schreiben seiner Heiligkeit Papst Franziskus zum Jahr des geweihten Lebens, 21. November 2014, Einführung.

⁵ Nachsynodales Apostolisches Schreiben Vita Consecrata, 110.

⁶ Apostolisches Schreiben seiner Heiligkeit Papst Franziskus zum Jahr des

geweihten Lebens, 21. November 2014, Nr. 2.

⁷ Ebd.

⁸ Ebd., 3.

⁹ End., 2.

¹⁰ Nehemia 8, 10.

¹¹ Apostolisches Schreiben seiner Heiligkeit Papst Franziskus zum Jahr des geweihten Lebens, 21. November 2014, II, 4.

¹² John O'Donoghue, *Divine Beauty: The Invisible Embrace*, Harper Collins, New York 2004.

DOROTHY STANG: ZEUGIN WEGGEFÄHRTIN DES GEWEIHTEN LEBENS IN LATEINAMERIKA

Schw. Zenilda Luzia Petry, FSSJ

Schw. Zenilda Luzia Petry aus der Kongregation der "Hermanas Franciscanas de San José", hat fast 20 Jahre im Amazonasgebiet gelebt. Sie war Präsidentin der Konferenz der Ordensleute in Brasilien, in der Region Belém, Pará, zur Zeit von Sr. Dorothy und während des Prozesses gegen ihre Mörder. Dieser Artikel basiert auf mehreren anderen Artikeln der Autorin.

Dieser Artikel wurde in der Zeitschrift "Testimonio" (Chile), Nr. 265 (2014) veröffentlicht.

Original Spanisch

Die Welt will keine großen Reden über die Treue zu Jesus und zum Reich Gottes, sondern lebendige Zeugen, die dem Evangelium Glaubwürdigkeit verleihen. Wir brauchen Märtyrer im wahrsten Sinne des Wortes – also Menschen, die in der Lage sind, inmitten von zahllosen Widersprüchen Zeugnis zu geben.

Im Rahmen der Zielsetzung, deutlich zu machen, dass *der Plan, das geweihte Leben wiederzubeleben und zu erneuern, im Herzen, im Verstand, im Handeln und in der Verkündigung einer Gruppe geweihter Frauen und Männer auf unserem Kontinent, die uns vorangegangen sind und die Saat ausgesät haben, verwirklicht wurde*, ist das Zeugnis des Lebens und des Martyriums von Sr. Dorothy Mae Stang eine Botschaft der Treue. Das Leben und das Martyrium von Sr. Dorothy waren gleichsam Samenkörner, die ausgesät wurden und aus denen neue Hoffnung aufkeimt. Schon als ihr Leichnam in den geweihten Boden, der ihr vergossenes Blut aufgenommen hat, niedergelegt wurde, war dies eine große Prophezeiung: *Wir begraben Sr. Dorothy nicht, sondern pflanzen ihren Leib in diesen Erdboden ein, auf dass ihr Leben Frucht tragen möge.*

1 – Dorothy Mae Stang – Biographische Daten

Sr. Dorothy wurde am 7. Juni 1931 in Dayton, USA, geboren und starb am 12. Februar 2005 in Anapu, Bundesstaat Pará, Brasilien. Sr. Dorothy war eine nordamerikanische Ordensfrau, die die brasilianische Staatsbürgerschaft angenommen hat. Sie gehörte den Schulschwestern Unserer Lieben Frau von Namur an, trat 1950 in den Orden ein und legte 1956 die ewigen Gelübde ab. Von 1951 bis 1966 war sie Lehrerin an Schulen der Kongregation in den USA.

Sr. Dorothy kam 1966 nach Brasilien und begann ihre Mission auf brasilianischem Boden in der Stadt Coroatá, im Bundesstaat Maranhão, einer sehr

armen Region, in der es viele Konflikte um Landbesitz und zahlreiche Analphabeten gab. Zusammen mit ihren Mitschwestern setzte sie zahlreiche Projekte in Gang: Alphabetisierungsprojekte, Frauengruppen, Gründungen von Schulen und weitere Aktivitäten, je nach den Bedürfnissen der Gemeinschaft. Noch heute gibt es in der Region viele schöne Erinnerungen an diese Frau, die ihre Spur in der Geschichte Brasiliens hinterlassen hat.

Nach der Eröffnung der Schnellstraße „Transamazônica“ und der Besetzung des Amazonasgebietes durch die brasilianische Militärregierung verließen viele Menschen den Bundesstaat Maranhão, auf der Suche nach neuem Land und besseren Lebensbedingungen. Sr. Dorothy erkannte, als Wanderprophetin, ihre Sendung darin, die verschiedenen Gruppen, die in das Amazonasgebiet auswanderten, zu begleiten.

So begann Sr. Dorothy in den 70er Jahren ihre Arbeit mit den Bauern der Region Xingu. Bei ihrer Missionstätigkeit stand die Bildung für sie stets an erster Stelle. Wohin sie auch kam, wurden Schulen errichtet und Kinder, Jugendliche sowie Erwachsene alphabetisiert. Zu ihren zahllosen Initiativen für die Armen gehört Sr. Dorothys Beitrag zur Gründung der ersten Ausbildungsstätte für Lehrer im Gebiet der „Transamazônica“, der Bundesstraße, die durch die Kleinstadt Anapu führt: der Schule „Brasil Grande“.

Neben der Bildungs- und Evangelisierungstätigkeit hat Sr. Dorothy sich zusammen mit den Bauern im Bereich der „Transamazônica“ bemüht, Arbeitsplätze zu schaffen und Einkommen zu generieren durch Projekte zur Wiederaufforstung desolater Gebiete. Ihre Tätigkeit war auch darauf ausgerichtet, die zahlreichen Landkonflikte in der Region abzubauen. Sr. Dorothy war im Amazonasgebiet an mehreren Fronten tätig und war stets bemüht, in die äußersten Randgebiete zu gelangen.

Aufgrund ihrer Lebensentscheidung und ihres Bewusstseins um die Größe des Evangeliums hat Sr. Dorothy sich aktiv an den sozialen Bewegungen in Pará beteiligt. Sie war Gründungsmitglied der „Pastorkommission für den Boden“ (CTP) der Brasilianischen Bischofskonferenz (CNBB) und hat mit Entschlossenheit und Solidarität das Leben und den Kampf der Arbeiter im Bereich der „Transamazônica“ begleitet. Sr. Dorothy hat sich für eine gerechte und konsequente Bodenreform eingesetzt und einen intensiven politischen und religiösen Dialog mit den Anführern der Campesinos geführt, auf der Suche nach dauerhaften Lösungen für die Konflikte um den Besitz und die Nutzung des Bodens im Amazonasgebiet. Ihre Beteiligung am „Projekt für nachhaltige Entwicklung“ (PDS) wurde über die Grenzen der kleinen Vila de Sucupira in Anapu, im Bundesstaat Pará, 500 Kilometer von Belém del Pará entfernt, hinaus bekannt und hat nationale und internationale Anerkennung gefunden.

Während ihrer langjährigen Tätigkeit hat sie oft Morddrohungen erhalten, die sie jedoch nicht eingeschüchtert haben. Priester, Laien und Ordensleute, die mit ihr zusammengearbeitet haben, berichten – teilweise sehr anschaulich –, wie sie auf die Morddrohungen reagierte. Ihr ganzes Leben war zur Hingabe geworden, und der Gedanke, möglicherweise ermordet zu werden, gehörte für sie zum Alltag. Als „Engel von Amazonien“, wie sie von vielen liebevoll genannt wurde, schien sie stets unter der Obhut ihres eigenen „Schutzengels“ zu stehen. In heiklen Situationen zeigt Sr. Dorothy

eine fast naive Einfachheit, die alle Drohungen abprallen ließ. Kurz vor ihrer Ermordung sagte sie: „*Ich will nicht fliehen, und ich will die Bauern, die einsam mitten im Regenwald leben, nicht in ihrem Kampf allein lassen. Sie haben ein heiliges Recht auf ein besseres Leben in einem Land, in dem sie mit Würde (und ohne Zerstörung anzurichten) leben und produzieren können.*“

Während einige immer mehr den Wunsch verspürten, sie aus dem Weg zu schaffen, erfuhr ihre Arbeit andererseits auf nationaler und internationaler Ebene Anerkennung. So erhielt sie am 10. Dezember 2004, zwei Monate vor ihrer brutalen Ermordung, den Preis der Rechtsanwaltskammer (Abteilung Pará) für ihren Einsatz zur Verteidigung der Menschenrechte.

Sr. Dorothy war 73 Jahr alt, als sie am 12. Februar 2005 um 7.30 Uhr morgens ermordet wurde, auf einer unwegsamen Straße 53 Kilometer von Anapu entfernt, im Bundesstaat Pará, Brasilien.

Einem Zeugen zufolge antwortete Sr. Dorothy vor den tödlichen Schüssen auf die Frage, ob sie bewaffnet sei: „*Das ist meine Waffe!*“ und hielt die Bibel hoch. Und sie soll ihrem Mörder sogar Abschnitte daraus vorgelesen haben, bevor er sie erschoss.

2 – Das Zeugnis von Sr. Dorothy

Unter den vielen Menschen, die in der Geschichte ihre Spur hinterlassen haben, in Zeiten der Gier nach Geld und Gewinn, der Zerstörung des Planeten Erde, der grenzenlosen Habgier im Hinblick auf das Amazonasgebiet, des „nicht nachhaltigen“ Konsums, spürte Sr. Dorothy die Gegenwart Gottes im Paradies, den „Tagwind“ (Gen 3,8). Sie betrachtete den Regenwald als heiligen Raum der göttlichen Offenbarung, setzte sich für einen vernünftigen Umgang mit dem natürlichen Reichtum ein und glaubte an die ursprüngliche Harmonie zwischen Schöpfer und Geschöpfen. Sie betrachtete den Menschen als Hüter und Bebauer der ganzen Schöpfung. Sr. Dorothy war eingebunden in das Geheimnis Gottes, das dem Menschen gestattet, sich alle Früchte des Gartens zunutze zu machen, wie im Buch Genesis berichtet wird, ihm jedoch verbietet, sich dem *Baum des Lebens* zu nähern (Gen 2,17). Das bedeutet, dass es dem Menschen untersagt ist, das Leben zu manipulieren und zu kommerzialisieren. Das Leben ist unantastbar, weil es der göttlichen Sphäre angehört. Sr. Dorothy hat heftig gegen die Kommerzialisierung des Lebens gekämpft, des Lebens jeder Spezies.

Sr. Dorothy verstand diese göttliche Ordnung in ganz konkreter Weise. Das Leben der Menschen, des Waldes, der Tiere, der ganzen Artenvielfalt des Planeten Erde muss bewahrt werden; es darf nicht kommerzialisiert werden. Sie hat diesen Glauben in konkretes Handeln umgesetzt und hat neben vielen anderen Dingen das PDS – „Projekt für nachhaltige Entwicklung“ – als Erbe hinterlassen. Dieses Projekt ist zum Bezugspunkt geworden für jene, die nach einer alternativen Form des Lebens auf unserer Erde suchen. Es wurde als „Agrarreform im amazonischen Stil“ bezeichnet und von der brasilianischen Bundesregierung approbiert. Auf der Grundlage der Intuition und des Traums, aus dem dieses Projekt hervorgegangen ist, könnte man das Kürzel PDS auch als „*Progetto Divino di Salvezza*“ (dt.: Göttlicher Heilsplan) für das Amazonasgebiet

verstehen.

Das Szenarium der Ermordung von Sr. Dorothy macht deutlich, worin die Kraft ihres Lebenszeugnisses lag. Ihr Tod wurde – wie die Untersuchungen ergaben – von sechs Kugeln verursacht, die folgende Stellen trafen: Eine tödliche Kugel traf ihren Kopf, eine weitere ihren Brustraum und eine andere ihren Unterleib, während weitere um ihren Körper herum gefunden wurden. Wir haben die Fundorte der Kugeln so interpretiert: Der Mörder hatte den Auftrag, ihre Ideen zu töten (Kopfschuss), ihr Mitgefühl für die Ausgegrenzten zu verletzen (Schuss in den Brustraum), ihre Fähigkeit, Leben hervorzubringen, zu vernichten (Schuss in den Unterleib) und jegliche Anhängerschaft der Kolonen an das „Projekt zur nachhaltigen Entwicklung“ zu zerstören (Kugeln um ihren Leichnam herum).

Sr. Dorothy war als überzeugte und glückliche Ordensfrau bekannt. Ihre Aufmerksamkeit galt stets der Verteidigung des Lebens der Armen, dem Streben nach Würde und Zugehörigkeit der Landlosen; sie hat ein Dasein und Leben in völliger Armut verkörpert. Entäußerung und Einfachheit sowie unablässige Freude und ein unerschütterlicher Glaube prägen das Zeugnis, das sie uns hinterlassen hat.

Ihr Tod fand einen Nachhall auf internationaler Ebene; viele Menschen schrieben dies der Tatsache zu, dass Sr. Dorothy Nordamerikanerin war. Aber für jene, die Dorothy kannten, war die Tatsache, dass sie Nordamerikanerin war, belanglos. Ihr Leben hinterließ einen größeren Eindruck als alles andere. Ihre Zärtlichkeit, ihre Konsequenz, ihre innige Liebe zum Leben der Armen, ihre völlige und bedingungslose Hingabe an das Anliegen, ihre kindliche Naivität gegenüber menschlicher Bosheit, ihre menschliche Reife: All das hat dazu beigetragen, dass der Aufschrei über ihre brutale Ermordung in der ganzen Welt Widerhall gefunden hat. Natürlich war Sr. Dorothy ihrer Zeit voraus. Ihr Blick hat Mauern niedergerissen und Horizonte überquert und kann nur von jenen verstanden werden, die mit der Mystik des Evangelium bekleidet sind, die die großen Propheten auszeichnet.

Auf ihrem faszinierenden Weg hat Sr. Dorothy uns ein heiliges Erbe hinterlassen, das stets in Gefahr ist, ausgelöscht, verwüstet, zerstört zu werden. Die göttliche Ordnung, sich nicht dem *Baum des Lebens* zu nähern, wird ständig verletzt. Wälder werden abgeholzt, Land besetzt, Träume zerstört.

Das Erbe von Sr. Dorothy braucht *Engel, die über die Pforte zum Paradies wachen* (vgl. Gen 3,24), um den Garten Eden vor der Raubgier der Schlangen aller Zeiten zu schützen und zu verteidigen. Es ist Aufgabe eines jeden Menschen guten Willens, dieses heilige Erbe zu verteidigen.

Bezüglich des Modells einer neoliberalen und individualistischen, konsumorientierten und räuberischen Gesellschaft ist das Zeugnis von Sr. Dorothy ein Aufschrei, der unablässig widerhallt und immer wieder zum Handeln aufruft, um das Leben zu schützen. Sr. Dorothy hatte verstanden, dass der nachhaltige Umgang mit dem Regenwald, dem Wasser und dem Boden das Heil des Planeten und des Lebens auf dem Planeten bedeutet. Für die Kirche ist Dorothy Stang Bezugspunkt für die Treue zu Jesus, eine starke prophetische Stimme, ein Zeugnis für ein anderes Ordensleben. Sr. Dorothy

ist eine Ikone der Menschwerdung des Evangeliums.

Im Jahr 2015 feiern wir ihren 10. Todestag. Das heilige Erbe von Sr. Dorothy muss verteidigt und verbreitet werden. Dieses Erbe muss gepflegt werden: über die Horizonte der bestehenden Ordnung hinaus denken, Güte, Dankbarkeit, Großherzigkeit pflegen, neue Formen gesellschaftlicher und religiöser Organisation hervorbringen.

3 – Das Erbe von Sr. Dorothy

Das Erbe, das Sr. Dorothy uns hinterlassen hat, ist, wie nicht anders zu erwarten war, ständig bedroht. In der Bevölkerung von Anapu gibt es, wie in allen Bevölkerungen, Menschen mit unterschiedlichen Ansichten. Für die Familien, die sich dem „Projekt für nachhaltige Entwicklung“ (PDS) angeschlossen haben, hat das Martyrium von Sr. Dorothy die Macht und Habgier der Gruppen und Personen, die ganz andere, gegensätzliche Pläne haben, noch deutlicher vor Augen geführt. Auf der anderen Seite hat ihr Tod das Gewissen vieler Menschen aufgerüttelt, was zu Widerstand und Solidarität geführt und jene Familien auf ihrem Weg bestärkt hat, in einem größeren Netzwerk der Solidarität. Auch das stärkt das Volk von Anapu. Ein Martyrium führt stets zur Auferstehung. Sr. Dorothy wurde ermordet, aber sie im Leben derer, die mit ihrem Traum vereint sind, lebendiger denn je.

Wenn wir auf die unmittelbaren Ergebnisse schauen, geraten wir in Versuchung zu meinen, dass ihr Tod umsonst gewesen ist. Wir wären froh, wenn wir sicher sein könnten, dass die Legalisierung des Landbesitzes der Familien des PDS zum Abschluss gelangt wäre. Wir träumen davon, dass die dringende Bitte um den Erhalt des Regenwalds und der Artenvielfalt im Amazonasgebiet von allen Menschen gehört wird. Aber das ist noch nicht erreicht worden. Von Seiten des Staates gibt es Versäumnisse in der Anwendung der Gesetze. Das Schutzgebiet wird nicht geachtet, die menschliche Habgier übertritt nach wie vor die Grenzen. Aber das Bewusstsein, dass das heilige Erbe von Sr. Dorothy mit Mut und konkreten Aktionen geschützt werden muss, wächst ebenfalls.

Die Geschichte wird zeigen, wie großartig ihr Erbe ist. Aber Sr. Dorothy selbst, ihr Leben, ihr Dasein und Handeln, ihre hartnäckige Verteidigung der Rechte der Armen auf Zugang zu Bildung, Gesundheit, auf ein Zuhause, auf Land zum Bebauen und zum Leben, ist schon an sich ein Erbe, das der Verteidigung der Menschenrechte dient. Ihre Liebe zum Regenwald, zum Boden, den unsere Füße betreten, ihre Sensibilität gegenüber der Artenvielfalt im Amazonasgebiet, zum Schutz des Wassers und der Luft, ihre Empörung über die Waldbrände, die viele Lebensformen zerstören, ist eine weitere Seite dieses Erbes. Mit der Bibel in der Hand zu sterben und zu sagen, dass sie ihre Waffe ist, Sorge zu tragen um das Leben und die Gemeinschaften wie sie es getan hat, ihre Arte, das Evangelium in der konkreten Wirklichkeit ihres Lebens zu verkörpern – all das ist ein lebendiger Schatz, der nicht vergeudet werden darf.

Zehn Jahre sind vergangen seit die mörderischen Kugeln, von mörderischen Händen geschossen, von einem mörderischen Verstand in Auftrag gegeben, Sr. Dorothys Prophetie zum Schweigen gebracht haben. Aber ihre Prophetie wird nicht für

immer still sein. Ihr Schrei hallt in der unendlichen Weite des amazonischen Regenwaldes wider, er durchdringt unsere Städte, er dringt in unsere Häuser ein, er gelangt in unsere Ordenshäuser und geht über die verschiedensten Grenzen hinaus. Angesichts all dessen sagen wir noch einmal: Sr. Dorothy ist eine Prophetie, die zum Schweigen gebracht wurde, aber die nicht verloschen ist.

4 – Einige Worte aus den Briefen von Sr. Dorothy

Die Erde ist nicht mehr in der Lage, uns zu ernähren. Wasser und Luft sind verschmutzt, und der Boden stirbt durch den übermäßigen Einsatz chemischer Produkte. Wir müssen den Menschen helfen, die Beziehung zur Mutter Erde, die zärtlich und liebevoll ist, wiederherzustellen.

Wir müssen lernen, nur die Dinge zu haben, die lebensnotwendig sind. Wir müssen uns fragen, was wir brauchen, und nicht, was wir haben wollen. Wenn wir alle dazu beitragen, den Planeten zu bewahren, dann werden wir einen gesunden Planeten haben.

Gott möge die Weisheit und Bereitschaft schenken, dazu beizutragen, eine Welt zu errichten, in der alle in Frieden und Würde leben. Beten wir für eine Welt, in der alle – Pflanzen, Tiere und Menschen – in Frieden und Eintracht leben können.

5 – Gebet für Sr. Dorothy

Gott der Zärtlichkeit und der Barmherzigkeit, Herr des Lebens und der Geschichte, der du uns zur Fülle des Lebens berufen hast und uns mit deiner Liebe stützt, schenke uns eine große Liebe zu unserem Planeten Erde und zu allem, was auf ihm lebt und atmet.

Mögen wir, nach dem Vorbild deiner Dienerin Sr. Dorothy Stang, das bedrohte Leben verteidigen, Formen nachhaltiger Entwicklung pflegen, die Flüsse und Wälder bewahren, die Artenvielfalt des Planeten achten und für Gerechtigkeit auf dieser Erde kämpfen.

Gewähre uns die Gnade, maßlos zu lieben, die Schöpfung zu achten, alternative Formen der Bildung zu fördern, und die Kraft, in der Verfolgung standzuhalten.

Dein Geist, die zur Aktion gewordene Prophetie, möge das heilige Erbe von Sr. Dorothy verteidigen, mit den Waffen des Wortes Gottes, mit Kühnheit, Mut und Entschlossenheit und mit der Mystik des Evangeliums bekleidet.

Maria, Mutter der Armen und unsere Mutter, stütze die Projekte zur nachhaltigen Entwicklung und bringe ihrem Sohn Jesus das Seufzen und Klagen unserer Schöpfung dar.

Darum bitte wir dich, Gott, unser Vater, durch deinen Sohn Jesus, in Gemeinschaft mit dem Heiligen Geist, unter dem liebevollen Blick Marias. Amen.

KÜNSTLER UND ERBAUER DES FRIEDENS

Schw. Daniella Harrouk, SSCJM

Die Libanesin Schw. Daniella Harrouk ist Generaloberin der „Sisters of the Sacred Hearts of Jesus and Mary“ sowie Delegierte der UISG für die Konstellation des Nahen Ostens.

Dieser Vortrag wurde vor dem Delegiertenrat gehalten, der vom 4. bis 11. Februar 2015 in Nemi (Rom) stattfand.

Original Französisch

Ich danke der Präsidentin der Internationalen Union der Generaloberinnen (UISG), Sr. Carmen Sammut, und ihrem Rat im Namen der Konstellation des Nahen Ostens, die von Sr. Leontine Abou Rjailly und mir vertreten wird. Unser Dank ist begleitet von unserem Wunsch, das Evangelium in seiner Dimension der Brüderlichkeit, der Solidarität und des Teilens zu leben.

Diese Dimension findet einen Widerhall im Lehramt der Kirche und im Leitungsdienst seiner Heiligkeit Papst Franziskus, in seinen Reflexionen, seinen Ansprachen und Botschaften, insbesondere in seiner Botschaft zum Jahr des geweihten Lebens. Er lädt uns ein zu geistlicher Vertiefung und Kreativität, zu mehr apostolischer Tätigkeit und Einsatz für die Armen.

I. Die gegenwärtige Lage

- Wir sind erschüttert über die Gewalt in Syrien, im Irak, in Palästina und in unserem eigenen Land, dem Libanon, sowie in Ägypten, Tunesien, Algerien, dem Sudan und Jemen. Und die Liste lässt sich fortsetzen mit den afrikanischen Ländern Mali, Nigeria, Tschad ... und so weiter.
- In der ganzen Welt werden, manchmal sporadisch, Gewalttaten verübt. Sie fordern uns heraus, ohne uns zu entmutigen, denn unser Glaube und unsere Hoffnung gründen auf Gottes Verheißung: „Fürchtet euch nicht ... Ich bin bei euch alle Tage bis zum Ende der Welt“ (Mt 14,27; 28,20).
- Als Gläubige und Boten der Guten Nachricht sind wir daher aufgerufen, überall und immer Künstler und Erbauer des Friedens zu sein, auf persönlicher, gemeinschaftlicher und institutioneller Ebene. Wie geschieht das in einem Ordensinstitut, in dem wir Zeugen und Versöhner sein sollen?

Werfen wir einen kurzen Blick auf Tatsachen, die wir anklagen:

- A. Die **Gewalt** betrifft viele Bereiche der Gesellschaft, besonders jene, die große

Unsicherheit erleiden. Wir dürfen gegenüber ihrem Schrei nicht taub sein, denn dieser betrifft allen Aspekten des Lebens: Nahrung, Gesundheit und Vorsorge, Bildung und besonders den Schutz gegen Missbrauch jeder Art (Drogen, Prostitution, Frauen- und Kinderhandel).

- B. Die **Situation** der schwachen Länder und Staaten durch ungehemmte Ausbeutung ihrer natürlichen Ressourcen durch internationale Wirtschaftsunternehmen ohne Glauben und Gesetz.
- C. **Zerstörung** und Abbau staatlicher Systeme, die Regierungen bedrohen, destabilisieren und schwächen, um sie gefügig zu machen für die Machenschaften der Großmächte, die sich zu Herren über das Recht aller Völker auf Würde und Selbstbestimmung in ihrem nationalen Leben aufschwingen.
- D. **Kriege** in leidgeprüften Ländern, die unter falschen Vorwänden gefördert werden (man erinnere sich an den Vorwurf gegenüber dem Irak, Massenvernichtungswaffen zu besitzen, der sich als falsch erwies, als Grund für die Invasion durch die Vereinigten Staaten). Städte, Dörfer und ganze Regionen wurden zerstört. Die Soldaten haben mit hockentwickelten Waffen Wohnhäuser, Arbeitsplätze (Fabriken und Werkstätten) sowie öffentliche Gebäude angegriffen, was zur Vertreibung ganzer Bevölkerungsteile an Orte mit unangemessenen Lebensbedingungen geführt hat. Die Armut, die sich daraus entwickelt hat, betrifft die Flüchtlinge ebenso wie die Länder, die sie aufnehmen. Der Libanon zum Beispiel, mit einer Bevölkerung von 4 Millionen Menschen, beherbergt gegenwärtig, oft unter unmenschlichen Bedingungen, 1.800.000 Syrer. Hinzu kommen über 800.000 Palästinenser, die vor mehr als 60 Jahren als Flüchtlinge kamen.

II. Eingriffe und Solidarität im menschlichen und wirtschaftlichen Bereich

Diese schwierige und erschütternde Lage, die in diesen Regionen seit Jahrzehnten herrscht, hat sich in den letzten fünf Jahren noch verschlimmert. Die Kirche war aufmerksam und aktiv. Die Ordensinstitute haben überall gezeigt, dass sie ihrem Charisma des Dienens gewachsen sind, trotz der geringen Mittel, die ihnen oft zur Verfügung standen. Die Kosten für dieses Eingreifen sind sehr hoch und können in Ländern, die sich in großen finanziellen Schwierigkeiten befinden, nicht lokal gedeckt werden.

A. *Lokales Handeln*

- Klöster und Schulen haben Familien aufgenommen, Kinder unterrichtet; Krankenhäuser und Behandlungszentren haben sich großzügig um Verletzte und Kranke gekümmert.
- Nahrungsmittelspenden – als erste Hilfe – haben Familien in die Lage versetzt, die erste Not zu überwinden.
- Ordensmitglieder, Mitarbeiter und freiwillige Helfer, Jugendliche und Erwachsene, haben sich mit Großherzigkeit und Hingabe eingesetzt und sehr oft schwere

Gefahren gemeistert.

- Diese Arbeit wurde sychologisch und seelsorglich unterstützt – das gab ihr eine brüderliche Perspektive im Glauben und in der Hoffnung.

B. Lokale Organisationen

- Die Regierungsinstanzen einzelner Nationen, die von internationalen Hilfsmaßnahmen profitieren, haben oft Beiträge geleistet. Die Not ist jedoch größer als das, was empfangen wird und was durch mehr oder weniger kalkulierbare Aufwendungen verlorengelht.
- Die örtlichen NROs waren auf diesem Gebiet sehr aktiv und sind sehr oft für offizielle Defizite aufgekommen. Laien und Ordensleute haben tatkräftig gezeigt, dass menschliche Solidarität Wunder wirken kann.
- Wir möchten die Großherzigkeit und den Mut der freiwilligen Helfer hervorheben – Gläubige und Nichtgläubige, Christen und Muslime – die sich in den Dienst ihrer Mitmenschen und Brüder einbringen.

C. Hilfen und internationale Solidarität

- Wir haben oben die offizielle Hilfe von Seiten der Regierungen erwähnt. Diese sind jedoch Veränderungen unterworfen und können abrupt beendet werden, weil sie von politischen Richtungen abhängig sind. Ich möchte nicht lange bei diesem traurigen Punkt verweilen, denn es ist beschämend, dass wir menschliches Leid von politischen Zielen abhängig machen.
- Die karitativen Einrichtungen der Kirche haben uns nie im Stich gelassen. Die Liste ist zu lang, um sie hier aufzuzählen. Ich möchte nur einige von ihnen nennen: das Päpstliche Missionswerk, Catholic Relief Service, Oeuvre d'Orient, Missio und Misereor, Caritas International sowie andere aus verschiedenen Ländern in Europa, Amerika und Australien.
- Ich möchte die Arbeit des örtlichen und des internationalen Roten Kreuzes hervorheben, sowie die des Roten Halbmonds, die sich um Verwundete, Kranke, Behinderte kümmern, ohne Unterscheidung der Person, Hautfarbe, Religion oder jegliche andere Zugehörigkeit. Ihre Mitglieder, die oft ehrenamtlich tätig sind, haben sich mit großen fachlichen und menschlichen Qualitäten allen Gefahren gestellt und tun dies auch weiterhin.
- Die NROs und weltlichen Verbände verschiedener Länder sowie die anderer Kirchen haben ebenfalls Beiträge geleistet, zum Beispiel World Vision, Save the Children und Verbände aus Skandinavien und Deutschland.

Eine Kette der Solidarität, der Zusammenarbeit und Gemeinschaft, würde ich sagen, die uns bereichert, uns Gott gegenüber dankbar sein, die Hoffnung auf Frieden leben und Entmutigung überwinden lässt. Mit Seiner Heiligkeit Papst Franziskus müssen wir glauben, dass „Frieden immer möglich ist“. Wie? „Durch das Gebet“, sagte er, „denn unser Gebet steht an der Wurzel des Friedens“ (*Angelus*, 1. Januar 2015).

TERESA VON JESUS

DIE GOTTESERFAHRUNG: DAS TRAGENDE ELEMENT IM PROZESS DER ERLANGUNG VON MENSCHLICHER AUTONOMIE UND GEISTLICHER FREIHEIT

Schw. Giselle Gómez STJ

Schw. Giselle Gomez (Teresianischen) wurde in Nicaragua geboren. Sie studierte Psychologie und Theologie. Sie lebt derzeit in Rom und ist Teil des Generalrats von seiner Gemeinde, als Ausbildungsleiter.

Original auf Spanisch

Einleitung

Die Lexika definieren Autonomie als „*die Fähigkeit, sich Regeln zu setzen und danach zu handeln und das eigene Leben aus dieser Perspektive heraus zu gestalten*“.¹ Autonomie setzt einen äußeren sozialen Prozess innerhalb eines Gesellschaftsvertrags sowie einen inneren subjektiven Prozess² voraus. Beide sind miteinander verbunden.

Autonomie und Identität stehen in enger Beziehung zueinander. Es kann keine Autonomie geben, wenn die Identität zersplittert ist. Die Annahme der Autonomie geschieht über eine ernsthafte Prüfung der Werte, mit denen wir unsere Identität definieren.³ Zur Erlangung der Autonomie bedarf es daher der Einsamkeit – verstanden als Raum für Kreativität, Betrachtung, Reflexion, Gelegenheit zum Nachdenken, um sich selbst in Frage zu stellen und die eigene Identität neu zu schaffen. Der Zweck der Einsamkeit besteht darin, ganz man selbst zu sein.

Nur in der Freiheit ist es möglich, man selbst zu sein, und die wahre Freiheit ist die Fähigkeit, die innere Stimme zu erkennen, sich mit ihr in Einklang zu bringen und ihr zu gehorchen. Sie lädt uns unablässig ein, ein erfülltes und würdevolles Leben zu wählen.

Die Gotteserfahrung: das tragende Element in ihrem Prozess der Erlangung von Autonomie und Freiheit

In ihren Schriften berichtet Teresa über ihren Prozess zur Erlangung menschlicher Autonomie und geistlicher Freiheit. Es ist ein von Gott geprägter Weg, der sie rettet, sie befreit, sie stützt und sie fähig macht, die innere Stimme, die sie

einlädt, das Leben in Fülle zu wählen, zu erkennen und ihr zu gehorchen.

Die Gotteserfahrung ist das tragende Element in ihrem Prozess des Übergangs von der Abhängigkeit zur Freiheit und zum Aufbau ihrer Identität. Ihre leidenschaftliche Suche nach Gott und ihre Begegnung mit ihm teilt sie in ihrem Lebensbericht mit ihren Mitschwestern und Freunden. In diesem kurzen Beitrag wollen wir dieses tragende Element, das ihr ganzes Leben durchzieht, etwas vertiefen.

„Alles, was Gott missfällt, ist Lüge“⁴

Teresa erfährt Gott als jenen, der ihr von Kindheit an den Weg der Wahrheit vorgibt. Sie strebt nach wahrer Liebe, und sie versteht: „Alles, was Gott missfällt, ist Lüge“.⁵ Auf diesem Weg erkennt Teresa, dass Gott ihr seine Geheimnisse offenbart.⁶ Die Begegnung mit Gott, die Teresa als eine Freundschaftsbeziehung erlebt, wird zur Leidenschaft, die ihr Dynamik verleiht, sie tief in ihr eigenes Inneres hineinführt – dorthin, wo die tief geheimnisvollen Dinge zwischen Gott und dem Menschen vor sich gehen,⁷ – und sie fähig macht, in der Gesellschaft ihrer Zeit nach Alternativen zu suchen.

Auf diese Weise beginnt bei ihr ein persönlicher Verwandlungsprozess, der ihre Person, ihre Beziehungen und ihr Umfeld einbezieht. Es ist ein langsamer, nicht geradliniger, sondern vielmehr spiralförmiger Prozess, wie sie selbst in *Die innere Burg* beschreibt, getragen von der Gewissheit, dass Gott nichts weiter tun muss, da sie ihm schon immer ganz gehörte.⁸ In diesem Prozess erfährt und erleidet Teresa ihre Schwäche, ihren Wunsch nach Hingabe und ihre Kämpfe.

So „... trieb ich mich fast zwanzig Jahre auf diesem stürmischen Meer herum mit diesem Fallen und Aufstehen, aber das nur schlecht – denn ich stürzte wieder (...), denn weder erfreute ich mich Gottes, noch fand ich in der Welt mein Glück. Wenn ich in den Freuden der Welt weilte, war es mit Schmerz, sobald mir einfiel, was ich Gott schuldete; wenn ich bei Gott weilte, beunruhigten mich meine Bindungen an die Welt. Das ist ein so harter Kampf, dass ich nicht weiß, wie ich das auch nur einen Monat lang aushalten konnte, geschweige dann so viele Jahre.“⁹

In diesem langen Zeitraum, in dem der Kampf zwischen *Gott und der Welt* sie spüren lässt, dass ihre Seele müde ist, sich zwischen zwei gegensätzlichen Polen zu bewegen¹⁰, erfährt sie Gott als jenen, der sie erträgt¹¹, der ihr seine Hand entgegenstreckt¹², als die unendliche Barmherzigkeit, die – so unvollkommen ihre Werke auch sei mögen – sie besser macht und sogar ihre Schuld verbirgt, *ihre Fehler zu vergolden* scheint.¹³ Gott ist für sie jener, der sie in seinen Händen hält und ihr große Gnaden gewährt, denn sie weiß, dass dies notwendig ist, damit die Werke, die sie später vollbringen wird, „Glaubwürdigkeit erlangen“.¹⁴

Das Tor, durch das man die Burg betreten kann, ist das Gebet¹⁵

Teresa erfährt, dass Gott sich ihr in vielerlei Weise mitteilen will.¹⁶ Sie weiß, dass Gott will, dass sie die Tatsache versteht und auskostet, dass er „*ihr so nahe sei, dass sie ihm keine Boten zu schicken braucht, sondern selbst mit ihm sprechen kann,*

und das nicht einmal mit lautem Geschrei, weil er schon so nah ist, dass er sie versteht, wenn sie nur die Lippen bewegt."¹⁷

Das Tor, durch das man in diese Beziehung eintritt, ist für sie das Gebet. Sie ist überzeugt: Um sie zu leben, bedarf es *Liebe und Gewöhnung*,¹⁸ nicht der physischen Kräfte. Das Gebet hat seine konkreten Momente, aber es ist auch eine Form des Lebens in der Gottesbeziehung, ein „*Verweilen bei einem Freund, mit dem wir oft allein zusammenkommen, einfach um bei ihm zu sein, weil wir sicher wissen, dass er uns liebt*“.¹⁹ Bei ihm zu sein, ohne sich durch viel Nachdenken zu ermüden, einfach dort sein, den Verstand schweigen lassen, „*ihn damit beschäftigen, den anzuschauen, der mich anschaut.*“²⁰

In diesem langen Prozess spürt sie, dass Gott ihr die Freiheit schenkt. Sie hatte das beängstigende Gefühl gehabt, *zerrissen zu sein*²¹, und die Müdigkeit gespürt, die aufkommt, wenn man vom Gravitationszentrum, von Gott, getrennt lebt. Sie will leben, aber *sie ringt mit einem Schatten des Todes* und spürt, dass ihre Seele *müde* ist.²² Am Ende sorgt diese Müdigkeit dafür, dass sie sich dem Gott des Lebens ergibt.

Durch das Gebet lässt Gott sie seine Gegenwart in allen Dingen kosten²³ und entzündet in Teresa *ein Fünkchen wahrer Liebe zum Herrn, damit die Seele begreift, was die wahre Liebe ist.*²⁴ Durch die vertrauensvolle Hingabe an seine Liebe²⁵ erfährt Teresa ein neues Leben, denn „*das bis hierher war meines; das, was ich gelebt habe, seitdem ich diese Gebetserfahrungen zu erläutern begann, ist, wie mir scheint, das, was Gott in mir lebte.*“²⁶

Durch den Weg, den sie in diesem langsamen Lebensprozess beschritten hat, wird Teresa neu geboren, „*Hier sind ihr Flügel gewachsen, um gut zu fliegen*“²⁸ und „*fast ohne es zu erkennen ... ihren Nächsten von Nutzen zu sein*“.²⁸

Jesus ist der echte Freund²⁹

Für Teresa ist Jesus die Tür, um in die unergründliche Größe Gottes einzutreten. Die „Menschheit Christi“, wie die Geistlichen ihrer Zeit es nannten, lässt sie die Einwohnung der Dreifaltigkeit erfahren: „*Mir schien, dass die drei göttlichen Personen sich in meiner Seele befänden von wo aus sie sich der ganzen Schöpfung mitteilten...*“³⁰

Teresa geht den Weg der persönlichen Freundschaft mit Jesus, in dem sie dem *echten Freund* begegnet³¹, von dem ihr *alle Wohltaten kommen*³² und den sie *eingepägt in ihrer Seele* zu haben wünscht.³³ Sie sieht ganz deutlich, „*dass wir durch diese Tür eintreten müssen, wenn wir wollen, dass uns Seine erhabene Majestät große Geheimnisse offenbart*“.³⁴ Jesus ist wirklich der Weg, und von ihm lernt Teresa.³⁵ Sie weiß, dass, wenn man sich nicht daran gewöhnt, „*diese heiligste Menschheit beständig vor Augen zu haben, ... die Seele in der Luft hänge*“³⁶ und dass die Menschen diesen menschlichen Halt brauchen, denn „*wir sind keine Engel, sondern haben einen Leib. Uns zu Engeln aufschwingen zu wollen, während wir noch hier auf Erden leben, ... ist Unsinn*“.³⁷ Für Teresa ist Jesus „*ein sehr guter Freund. Wir sehen ihn ja als Menschen und erleben ihn in Schwachheit und Leiden, er leistet uns Gesellschaft, und*

wenn das einmal zur Gewohnheit geworden ist, ist es ganz leicht, ihn an unserer Seite zu finden.“³⁸

Indem Teresa diesen Weg beschreitet, erfährt sie, dass Gott selbst ihr durch eine wunderbare Erkenntnis die Gnade schenkt, zu verstehen, dass die Dreifaltigkeit in ihr wohnt: „Hier teilen sich ihr all die drei Personen mit, reden zu ihr und erläutern ihr jene Worte des Herrn, die im Evangelium stehen: Er und der Vater und der Heilige Geist würden kommen, um bei der Seele zu wohnen, die ihn liebt und seine Gebote hält.“³⁹

Die Augen auf Christus richten⁴⁰

Dieser geistliche Weg hilft Teresa, in sich selbst zu gehen. Der Weg, den sie selbst uns aufzeigt, ist durchdrungen mit jener Erkenntnis, die aus dem „In sich selbst Gehen“ kommt. Am Anfang ist dies notwendig, um zu erkennen, dass Herz und Seele an so vielen Dingen hängen, „dass sie weder die Schönheit der Burg zu sehen vermögen noch zur Ruhe kommen können“.⁴¹ Es genügt jedoch nicht, auf dieser Ebene der Erkenntnis zu bleiben, sondern man muss einen weiteren Schritt tun, um zu entdecken, dass Gott uns eine große Würde geschenkt hat. Indem man die Augen auf Jesus richtet, lernt man wahre Demut und wird „unsere Selbsterkenntnis davor bewahrt werden, zur Kriecherei und Feigheit zu entarten“.⁴²

Für Teresa muss das Gebet stets mit der Selbsterkenntnis beginnen und enden, denn das ist das Fundament der wahren Demut, die in der Wahrheit wandeln lässt.⁴³ Sie spricht eine deutliche Sprache. Man darf nie aufhören, die Selbsterkenntnis zu vertiefen, denn sie „ist das Brot, das auf diesem Weg des inneren Betens zu allen Speisen gegessen werden muss, wie köstlich sie auch immer sein mögen, und ohne dieses Brot könnte man nicht am Leben bleiben“⁴⁴. Teresa hält „einen Tag demütiger Selbsterkenntnis, auch wenn er uns viele Nöte und Mühen gekostet hat, für eine größere Gnade des Herrn als viele Tage inneren Betens“.⁴⁵

Das ganze Leben lang in der Wahrheit zu wandeln⁴⁶ führt zur Erfahrung der höchsten Wahrheit⁴⁷, zu einem Leben auf diesem Aussichtsturm, wo man Wahrheiten erkennt⁴⁸ und am Leben seines Gottes⁴⁹ teilhat. So lebt Teresa die untrennbare Vereinigung mit Gott, die sie in die Lage versetzt, an seiner göttlichen Natur teilzuhaben,⁵⁰ und die sie als geistliche Ehe beschreibt⁵¹, in der Jesus zu ihr sagt: „Du wirst meine Ehre bewahren, denn du bist meine wahre Braut.“⁵² Aus dieser Erfahrung heraus lebt Teresa, um ihm zu dienen – in der Gewissheit, dass der Daseinsgrund für das Gebet und die geistliche Ehe darin liegt, „dass ihr immerfort Werke entsprossen, Werke“.⁵³

Schluss

Teresa ist zutiefst davon überzeugt, dass alle Menschen zu dieser Tiefe berufen sind. Daher verspürt sie die dringende Notwendigkeit, daran zu erinnern, dass Gott „alle einlädt“⁵⁴ und sie in innerer Harmonie leben werden, „wenn du dich mit diesem höchsten Gut innig verbindest und verstehst, was es versteht, und liebst, was es liebt,

und dich freust, woran es sich freut".⁵⁵ Die Vertrautheit mit Gott, die sich ihr in Jesus offenbart hat, ist nicht einigen wenigen Auserwählten vorbehalten. Teresa wagt zu versichern: „*Wir alle werden dahin gelangen; denn Seine Majestät sagte: ‚Ich bitte nicht nur für sie, sondern auch für all die anderen, die an mich glauben werden. ‚Und erfährt fort: ‚Ich bin in ihnen. ‘*“⁵⁶ Sie ist vollkommen davon überzeugt, dass Gott sich allen offenbaren will.

Teresa erfährt, dass Jesus der echte Freund ist. Sie spürt es im tiefsten Herzen und hat keine Zweifel. Sie kennt seine Treue und weiß, dass auch wenn *alle Dinge fehlen, der Herr aller Dinge niemals fehlt*. Sie spürt seine Kraft und seinen Halt und wagt sogar zu sagen: „*Mögen sich doch alle Studierten gegen mich erheben, mögen alle Geschöpfe mich angreifen, mögen doch alle bösen Geister mich quälen; nur fehle du mir nicht, Herr denn ich habe schon erfahren, mit welchem Gewinn du jemanden herausholst, der nur auf dich vertraut.*“⁵⁷ In Innern ihrer Seele hört sie, dass Gott zu ihr sagt: „*Hab keine Angst, meine Tochter, ich bin es, und ich werde dich nicht verlassen, fürchte dich nicht.*“ Sie ist sicher, dass Gott treu ist und sich allen hinschenken will.

Teresa weiß, auf welche Weise die Gnade Gottes in sie ausgegossen wurde. Sie ist sich bewusst, dass „*wenige so viele Dinge erfahren haben*“ und dass „*viel mehr Frauen als Männer diese Gnaden von Gott empfangen ... und sie auf diesem Weg größere Fortschritte machen als die Männer*“.⁵⁸ Daher hat sie, von Gott getragen, den Mut zu sagen: „*Es ist dies eine ausgezeichnete Lehre, allerdings nicht von mir, sondern mir von Gott beigebracht.*“⁵⁹

¹ C. Díaz / M. Moreno Villa, *Autonomía y Heteronomía*, in: M. Moreno Villa (Hrg.) *Diccionario de Pensamiento Contemporáneo*, Ediciones San Pablo, Madrid 1997, S. 120–125.

² Vgl. T. López Pardina, *Autonomía*, en C. Amorós, *10 palabras clave sobre mujer*, S. 151 – 162 und M. Lagarde, *Para mis socias de la vida*, S. 71.

³ *Ebd.*, S. 53.

⁴ *Leben* 40,1.

⁵ *Ebd.*

⁶ *Ebd.*

⁷ *1. Wohnung* 1,3.

⁸ *Leben* 1,8.

⁹ *Leben* 8,2.

¹⁰ *Leben* 7,1.17.8,2.

¹¹ *Leben* 8,8.

¹² *Leben* 7,22.

¹³ *Leben* 4,10.

¹⁴ *Leben* 7,17-18.

¹⁵ *1. Wohnung* 1,7.

¹⁶ *Weg der Vollkommenheit* 34,10.

¹⁷ *Leben* 14,5.

- 18 *Leben* 7,12.8,4.
 19 *Leben* 8,5.
 20 *Leben* 13,22.
 21 *Leben* 17,5.
 22 *Leben* 8,12.9,1.
 23 *Leben* 18,15.
 24 *Leben* 15,4.
 25 Vgl. *Leben* 9,3.
 26 *Leben* 23,1.
 27 *Leben* 20,22.
 28 *Leben* 19,3.
 29 *Leben* 22,6.
 30 *Geistliche Erfahrungsberichte*, 18.
 31 *Leben* 22,6.
 32 *Leben* 22,4.
 33 *Ebd.*
 34 *Leben* 22,6.
 35 *Leben* 22,7.
 36 *Leben* 22,9.
 37 *Leben* 22,10.
 38 *Ebd.*
 39 *7. Wohnung* 1,6.2,8.
- 40 *1. Wohnung* 2,11.
 41 *1. Wohnung* 1,8.
 42 *1. Wohnung* 2,11.
 43 *7. Wohnung* 4,8.
 44 *Leben* 13,15.
 45 *Gründungen* 5,16.
 46 *6. Wohnung* 10,7.
 47 *6. Wohnung* 3,8.
 48 *Leben* 21,5.
 49 *Ausrufe* 17,3.
 50 *Ebd.*
 51 *5. Wohnung* 4,3; *7. Wohnung* 1,2.3; 2,1-3; 4,6.
 52 *Erfahrungsberichte* 35.
 53 *7. Wohnung* 4,6.
 54 *Weg der Vollkommenheit* 19,15.
 55 *Ausrufe* 17,5.
 56 *7. Wohnung* 2,7-8.
 57 *Leben* 25,17.
 58 Vgl. *Leben* 40,8.
 59 *Leben* 19,13.

Seit dem letzten Bulletin hat es in der UISG viele interessante Ereignisse und Entwicklungen gegeben.

Kirchenrechtlicher Rat: Anfang März fand die erste Zusammenkunft des neu eingerichteten Kirchenrechtlichen Rats statt. Die fünf Mitglieder der Gruppe, unter der sachkundigen Leitung von Sr. Mary Wright IBVM, kommen aus verschiedenen Kontinenten: Afrika, Asien, Australien, Europa und Nordamerika. Sie haben zwei sehr interessante Veranstaltungen geplant:

- (a) Dezember 2015: Zusammenkunft einer repräsentativen Anzahl kirchenrechtlich ausgebildeter Ordensfrauen, die Ordensgemeinschaften in verschiedenen Teilen der Welt beraten. Wir suchen immer noch Kirchenrechtlerinnen unter den Ordensfrauen in Lateinamerika und Asien.
- (b) Mai 2016: vor der UISG-Vollversammlung ein zweitägiger Workshop für Generaloberinnen, der hier in Rom stattfinden wird.

Diese Initiative wird von der „Conrad N. Hilton Foundation“ finanziell unterstützt, wofür wir sehr dankbar sind. Sr. Mary Wright IBVM (Englisch) und Sr. Marjory Gallagher RC (Englisch und Französisch) standen Ordensoberinnen zwei Monate lang für kirchenrechtliche Beratung durch persönliche Gespräche sowie über Skype, Telefon und E-Mail zur Verfügung. Sr. Tiziana Merletti FSP (Englisch, Französisch, Italienisch) wird in der ersten Juliwoche zur Konsultation zur Verfügung stehen. Dieser Dienst wird durchgehend angeboten, und wenn Sie Kontakt zu einer von ihnen wünschen, wenden Sie sich bitte an das Büro der UISG.

Projekt für die Ausbildung in Sambia: In der zweiten Märzwoche fand die Zusammenkunft einer Planungsgruppe statt. Neben David Tuohy SJ – einem Bildungskonsulenten – gehörten ihr Vertreterinnen des Sambischen Schwesternverbandes (ZAS), des Verbandes der Konferenzen der Ordensfrauen in Ost- und Zentralafrika (ACWECA), der Internationalen Union der Generaloberinnen (UISG) sowie Vertreter interessierter Sponsoren an. Ziel des Projekts ist es, einen Prozess zu entwickeln, der Ordensoberinnen helfen soll, ihren zukünftigen Bildungsbedarf im Hinblick auf die Dienste in ihren Kongregationen zu planen. Es besteht die Hoffnung, dass das Projekt zu einem Mittel für Planungen wird, das auch anderen Kongregationen weltweit helfen wird. Wir sind der „GHR Foundation“ sehr dankbar, dass sie die Anfangsphase dieses Projekts finanziert.

Begegnungen mit Botschaftsmitarbeitern: Ein Aspekt der Arbeit der UISG, der mit den Jahren gewachsen ist, ist der zunehmende Kontakt mit Botschaften beim Heiligen Stuhl. Botschafter und andere Mitarbeiter schätzen die Informationen, die Ordensschwestern durch ihren Dienst im täglichen Leben der Menschen in vielen Ländern geben können. Kürzlich traf eine Gruppe von Schwestern aus mehreren afrikanischen Ländern mit dem Britischen Botschafter beim Heiligen Stuhl, Nigel Baker, zusammen, um über ihre Erfahrungen mit sexueller Gewalt gegen

Frauen in ihren Ländern und Regionen zu sprechen. Im Juni 2014 fand in Großbritannien ein weltweites Gipfeltreffen statt, mit dem Ziel, „Sexueller Gewalt gegen Frauen in Konfliktgebieten“ ein Ende zu setzen. Der Botschafter meint, dass die Ordensfrauen in vielen Teilen der Welt eine wichtige Rolle spielen können, um diesem Verbrechen zu begegnen.

Die neue irische Botschafterin beim Heiligen Stuhl, Emma Madigan, besuchte die Mitarbeiterinnen der UISG, um deren Rolle in der Kirche und in der Welt zu verstehen. Sie war besonders interessiert an der Koordinationsarbeit von Sr. Gabriella Bottani CMS gegen Menschenhandel, im Büro von Talitha Kum.

Die US-Botschaft beim Heiligen Stuhl organisierte eine Begegnung mit Rebekah Gregory, die beim Bombenattentat in Boston schwer verletzt wurde und infolgedessen ein Bein verlor. Ihr persönliches Zeugnis über Heilung und Vergebung war eine äußerst bewegende Erfahrung. Sie war nach Italien gekommen, um an einem Mini-Marathon teilzunehmen, und sie nahm am letzten Boston Marathon teil.

Versammlungen und Konferenzen: Die Vorstandssekretärin, Sr. Pat Murray IBVM, hat an der Versammlung der UCESM – der koordinierenden Körperschaft aller 38 Nationalkonferenzen der Ordensleute in Europa – teilgenommen. Das Thema der Versammlung, die in Tirana stattfand, lautete: „**Ordensmänner und Ordensfrauen in Europa: Zeugen und Former der Gemeinschaft**“. Ein Tag der Konferenz wurde bei den Ordensleuten aus Albanien in Shkodra verbracht, wo auf dem Friedhof und im ehemaligen Gefängnis der Katholiken, Muslimen und Mitglieder der Orthodoxen Kirche gedacht wird, die während des Kommunismus ermordet wurden. Eine Gruppe von Religionsführern, die auf der Versammlung sprachen, sowie politisch Verantwortliche bekräftigten, dass alle sich bewusst sind und sich darum bemühen, allen Religionen in Albanien eine wichtige Rolle beim Aufbau des Friedens zuzuerkennen. Folgende Worte, die Papst Franziskus auf seiner Reise nach Albanien sagte, wurden oft zitiert: „Die echte Religion ist eine Quelle des Friedens und nicht der Gewalt! Niemand darf den Namen Gottes gebrauchen, um Gewalt auszuüben!“

Im April besuchten die Präsidentin der UISG, Sr. Carmen Sammut SMOLA, und die Vorstandssekretärin einen Kongress über **Frauen in der Kirche: Perspektiven im Dialog** am Antonianum. Dieser Kongress wurde von der Päpstlichen Universität „Antonianum“ sowie von der chilenischen Botschaft beim Heiligen Stuhl finanziert. Sr. Mary Melone ist der erste weibliche Rektor einer Päpstlichen Universität.

Auf dem Kongress **Nonne in der Welt: Katholische Ordensschwester und das Zweite Vatikanum**, der von der „Cushwa Notre Dame University“ in London veranstaltet wurde, wurden zahlreiche sehr interessante akademische Vorträge gehalten. Sie betrafen eine breite Palette von Themen in Verbindung mit den Herausforderungen, denen die Ordensfrauen vor, während und nach dem Zweiten Vatikanum gegenüberstehen, und dienten dazu, den Mut und die Kreativität der Ordensoberinnen gegenüber den enormen Veränderungen ab den 1960er Jahren in Erinnerung zu rufen. Die Beiträge waren eine dringend notwendige Ermutigung in Bezug auf die neuen Herausforderungen, denen Ordensoberinnen heute

gegenüberstehen. Der Kongress zeigte, wie wichtig es ist, gute Archive zu führen und Schwestern dazu auszubilden oder Laienmitarbeiter einzustellen, um wichtige Augenblicke in der Geschichte unserer Kongregationen schriftlich festzuhalten.

Am letzten Kongresstag wurde den Kongressteilnehmern sowie jenen, die an der Umfrage und den Gruppengesprächen teilgenommen hatten, der Bericht über das **Projekt zur Lebenskraft des Ordenslebens** vorgestellt. Viele Ordensfrauen aus Großbritannien und Irland haben an diesem Projekt teilgenommen. Die Forschungsgruppe unter der Leitung von Sr. Gemma Simmonds CJ erarbeitete zahlreiche wichtige Themen, die weiterer Reflexion durch die teilnehmenden Kongregation bedürfen.

Strategischer Planungsprozess: Ms. Helen Harrington, die Organisationskonsultentin, die mit dem Vorstand am strategischen Planungsprozess gearbeitet hat, hat sich im Mai mit dem Vorstand getroffen, um über die eingegangenen Antworten nachzudenken. Wir danken allen Delegierten der Konstellationen, Mitgliedern der UISG und Mitarbeitern, die den letzten Fragebogen beantwortet haben. Ein Bericht über die aktuellen Fortschritte wird zu einem späteren Zeitpunkt in diesem Jahr veröffentlicht werden.

Begegnungen und Veranstaltungen im Vatikan

Hunderte von Ausbildern kamen im April nach Rom zu dem sehr erfolgreichen Seminar, das von der Kongregation für die Institute des geweihten Lebens und die Gesellschaften des apostolischen Lebens (CICLSAL) veranstaltet wurde. Bei der Zusammenkunft des Rates der 18 mit den Kongregation für die Evangelisierung der Völker im Mai wurde folgendes Thema erörtert: „Wie können die Institute Päpstlichen Rechts in Afrika zum Entscheidungsfindungs- und Bildungsprozess beitragen, der von neuen Ordensgemeinschaften diözesanen Rechts verlangt wird – vor, während und nach der Approbation durch den Heiligen Stuhl?“ Da die meisten Kongregationen Päpstlichen Rechts in ihrer Anfangsphase selbst von etablierten Kongregationen beraten wurden, führte dieses Thema zu einer fruchtbaren Reflexion und hilfreichen Diskussion. Die Begegnung des Rats der 16 mit der CICLSAL wurde abgesagt aufgrund eines Besuchs von Papst Franziskus beim Dikasterium am selben Vormittag.

Migrantenprojekt auf Sizilien: Sr. Carmen Sammut MSOLA und der Vorstand sind sehr dankbar für die Antworten auf das Schreiben, das bezüglich der neuen interkongregationalen Initiative versandt wurde, um auf die Nöte der Tausenden von Migranten zu antworten, die auf Sizilien ankommen. Sie sind jenen Kongregationen sehr dankbar, die Personal und finanzielle Hilfen entsandt haben, damit diese wichtige Initiative starten kann. Die Mitglieder der Planungsgruppe – Sr. Elisabetta Flick SA, Fernanda Cristinelli CMS und Carmen Elisa SSPS – haben Sizilien mehrmals besucht und sich mit verschiedenen Bischöfen, vielen Ordensleuten und Mitarbeitern der Diözesen getroffen. Die Schwestern, die sich freiwillig gemeldet haben, trafen sich am 8. und 9. Juni in Rom mit Mitgliedern des Vorstands der UISG,

der Vorstandssekretärin und Mitgliedern der Planungsgruppe. Die nächsten Schritte des Projekts wurden gemeinsam geplant. Wir hoffen, nach einer Vorbereitungsphase in Rom bis November wenigstens zwei Gemeinschaften auf Sizilien zu errichten. Wir möchten Sie ermutigen, diese Initiative der UISG für Migranten, die hoffentlich in anderen Teilen der Welt Nachahmer finden wird, auch weiterhin zu unterstützen.

Abschied und große Dankbarkeit: Ende Juni wird Sr. Sarah Crowley SMG, die 20 Jahre lang die Besucher der UISG empfangen hat, ihren Posten verlassen. In dieser Zeit hat sie so viele mit warmherziger Gastfreundschaft begrüßt, dass wir sie sehr vermissen werden. Sie war das Gesicht der UISG für alle, die an unsere Tür klopfen, und eine äußerst ermutigende und teamfähige Mitarbeiterin für alle, die mit ihr zusammengearbeitet haben. Bevor sie zur UISG kam, war Sr. Sarah Direktorin der Schule ihrer Kongregation in Florenz, und in der UISG nutzte sie ihre Begabungen in der Herausgabe von Schriftgut und Berichten der UISG. Wir danken Sr. Sarah für ihren Einsatz und ihren Dienst in all diesen Jahren und wünschen ihr Gottes Segen für die Zukunft.

Ebenso danken wir Sr. Yvonne Pothier, eine Barmherzige Schwester aus Halifax (Kanada), die das Stipendienprogramm „Regina Mundi in Diaspora“ in den letzten beiden Jahren geleitet hat. Sie hat eine hervorragende Datenbank entwickelt, und das Programm zur Stipendienvergabe läuft jetzt reibungslos. Wir danken Yvonne für ihre einsatzbereite Arbeit und versichern sie unserer Unterstützung im Gebet, wenn sie jetzt in ihr Heimatland zurückkehrt.